# Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

23. Jahrgang. Elkhart, Ind., 29. Oktober 1902. No. 44.


Aus

## Mennonitischen Kreisen

### Zum Reformationsfest.

Lukas 12, 32.

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß in der Jahreszeit, wo die irdische Schönheit der Natur dahinwelkt, Gras und Blumen verdorren, die rauher werdende Witterung den Menschen mehr ans Haus fesselt und ihn zum Nachdenken veranlaßt, eigentümliche Züge des Ernstes und der Großartigkeit des Reiches Gottes im Verlauf des kirchlichen Lebens uns nahe treten. Wie es uns nun von Segen ist, im Frühling uns an die sonnigen Tage zu erinnern, in welchen unser Herr Jesus im Jordanthal seine ersten Jünger sammelte und mit ihnen über den mit Blumen geschmückten Teppich des heiligen Landes dahinwanderte; oder zur Winterszeit an die stürmische Reise des Apostels Paulus nach Rom zu denken: so dürfen wir uns um den 31. Oktober mit den andern protestantischen Christen wohl mahnen lassen, jener heißen Kampfeszeit in der Kirche uns zu erinnern und darüber nachzulesen, was diesen Zeitpunkt wichtig macht. Wohl auf allen evangelischen Kanzeln wird ja in diesen Tagen davon geredet, was alles uns Gott in seiner Gnade durch den großen geschichtlichen Prozeß der Reformation geschenkt hat. Dr. Luthers 95 Thesen glichen einem mächtigen Posaunenton, der alle für evangelische Wahrheit empfängliche Herzen wachrief und alle bereits Aufgewachten zu neuem Vorgehen anspornte. Es ist ja sehr ungenau, wenn es in den meisten Kirchengeschichten einfach heißt, Luther sei der Bahnbrecher einer neuen Zeit gewesen. Ganz richtig hat ihm Zwingli einmal bemerkt, andere Männer hätten vor ihm auch schon die Wahrheit erkannt. Daß freilich seine markigen Worte der auf eine neue Gestaltung der Dinge hindrängenden Strömung einen mächtigen Ruck gaben, voranzueilen, das wollen wir ihm gerne nachrühmen. Daß wir aber in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts nur da reformatorische Kräfte finden, wo Luthers oder Zwinglis Einfluß tonangebend war — das wäre ein fatales Uebersehen der eigentlichen geschichtlichen Thatsachen. Es gab damals viel Reformationswerk in weiten Kreisen, welche in Luther nur einen Reformator neben andern, aber nicht den Reformator zu schätzen vermochten. Das waren die aus den alten Waldensergemeinden herausgewachsenen stillen Bruderschaften, welche in verborgenen Zusammenkünften ihr ererbtes Erkenntnisgut weiter pflegten und in mancher Beziehung an evangelischer Einsicht dem Doktor in Wittenberg voraus waren. Darum konnten sie sich auch nicht dazu entschließen, sich mit seiner Bewegung zu vereinigen, sondern sie versuchten vielmehr, sich neben derselben als eine eigene Richtung zu bauen. Es mangelte ihnen in der neuen Staatskirche so manches, was für sie als vom Herrn der Kirche gefordert, fest stand. Sie sollten ihr Gewissen belasten, wenn sie es fahren ließen. Und das wollten sie nicht, wenn sie auch keinen Fürsten noch Herzog als einen Patron gewinnen konnten, oder gar mit blanker Waffe für ihre Sache einzustehen sich erlaubten. So eifrig sie waren, ihr Wahrheitsgut Freund und Feind anzutragen und es in weite Volksschichten hineinzuwerfen, so täuschten sie sich doch nicht über jenen Charakterzug des Reiches Gottes, auf welchen unser Herr hinweist, wenn er sagt: „Wenige sind auserwählt" und wenn er seine wahren Nachfolger eine „kleine Herde" nennt. Sie ließen gern den Umstand gelten, daß das äußerlich Kleine im Reiche Gottes auch Wert hat und daß die „Stillen im Lande" auch die Träger großer Gottesgedanken und die Botschafter eines neuen Tages werden können. Daher ist ihnen das oben angesetzte Wort unsers hochgelobten Meisters ein rechtes Bekenntniswort und Hoffnungswort geworden. Als die „kleine Herde" bezeichneten sich unsere Vorfahren, die Täufer im 16. Jahrhundert, gern in ihren Debatten und Disputationen mit Beamten und römischen und protestantischen Gelehrten und rühmten sich oft ihres Berufes, um Christi willen Schmach zu tragen und ihm im Leiden nachfolgen zu dürfen.

Zur Furcht und Zaghaftigkeit wäre da bei allen viel Veranlassung gewesen, wenn nicht die innere Sicherheit ihres Standpunktes einen so weltüberwindenden Glauben in sich getragen hätte. Aber auf diesen Hauptpunkt lebendigen Christentums stoßen wir bei den Täufern auf allen Hauptstationen ihrer Geschichte.

Rührend heißt es ja in den alten Urkunden bei der Erzählung von der Einführung der Erwachsenentaufe in Zürich i. J. 1525: „Kein Fürwitz hat sie dazu getrieben; auch nicht Fleisch und Blut, sonst hätten sie es anstehen lassen." Wären sie sich ihrer Sache nicht sicher gewesen als eines Stück Gehorsams gegen Christi Anordnungen, dann hätten sie sich ohne weiteres der Regierung gefügt, als diese die Proklamation ergehen ließ, daß alle Versammlungen und Taufen eingestellt werden sollten und alle Getauften mit dem Tode bedroht wurden. Aber, wie mutig schauten sie jeder Gefahr ins Auge! Als man Felix Manz am 5. Januar d. J. 1527 die Limmat hinabruderte und ihn zum letzten Mal nach seinem Glauben fragte, da riefen ihm seine Mutter und Geschwister vom Ufer aus zu, um keinen Preis sein Bekenntnis zu verletzen. Umsonst schleppte man Thomas Imbroich im J. 1557 in Köln von Turm zu Turm und spannte ihn auf die Folter. Er war weder zum Widerruf noch zur Angabe seiner Glaubensbrüder zu bewegen. Freudig ging er, als erst 25 Jahre alt, in den Tod. Wie viele solcher Beispiele ließen sich da anführen! Aber auch da, wo es nicht gleich auf den Scheiterhaufen ging, ist der Bekenntnismut der Täufer ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte. Es war doch auch keine Kleinigkeit, wenn Frauen und Mädchen im Rhein von den Basler Beamten geschwemmt wurden. Mit großer Genugthuung haben es ihre Feinde verzeichnet, wie todesbleich und zitternd vor Kälte die geschwemmten Mädchen dagestanden hätten. In wie vielen Fällen haben aber auch die Frauen ihr Bekenntnis mit dem Tode besiegelt! Die Flüsse Deutschlands könnten davon erzählen, wie da in jenen Tagen der Leiden und der Thränen die letzten Gebete und Lieder so vieler Täufersfrauen über ihren Wogen verhallt sind, wenn man sie zur stillen Nachtzeit in denselben versenkte. Da haben sie im stillen Abschied genommen von ihren Lieben und Treue gehalten bis ans Ende. Wohin wir blicken in jener Kampfeszeit um 1530, überall sind unsere Vorfahren ein starkes Volk, das weder mit Gewalt noch mit List zu vertilgen war. Die österreichische Regierung ließ ja sogar schlaue Leute die Täufergemeinden aufsuchen, ihnen Buße und Glauben vorheucheln, so daß sie getauft wurden und hernach die Gemeindeglieder verraten konnten. Um das äußere Wachstum der Gemeinden war es da freilich bald geschehen, aber eine Verleugnung des Glaubens findet sich doch nur in wenigen Fällen. Mit Staunen beobachteten ihre Zeitgenossen solchen Bekenntnismut und wollten den Grund davon nur in einem Bündnis der Täufer mit dem Teufel erblicken. Was war es denn, was den Gemeinden trotz aller solcher Angriffe immer wieder Anhänger gewann, — wenn nicht öffentlich, dann heimlich? Es war das einfache, lautere Christentum, das man bei diesen Bruderschaften fand, das in Lehre und Leben auf den Gründer der Kirche zurückging und in seiner Nachfolge sein eigentlichstes Wesen suchte.

Vergessen muß man doch auch nicht, daß es in den Gemeinden jener Tage auch manche Trübungen, manchen Irrtum, manch Hängen am Aeußern und Nebensächlichen gegeben hat. Daß die Täufer eine richtige Kirche seien, das mußte sich auch aus der Erfassung des eigentlichen Grundes ihres Bestandes ergeben. Der aber ist Jesus Christus. Mit ihm standen unsere Vorfahren in inniger Verbindung. Der Täufer Hauptpunkt war biblisch richtig, — da mußten alle unrichtigen Ideen mit der Zeit abfallen. Das muß sich Menno Simons gesagt haben, als er sich denselben i. J. 1536 anschloß, in jenen dunklen Tagen ihrer Geschichte. Wie schlimm stand es damals um ihren innern Zusammenhang! Aus Hofmanns phantastischen Weissagungen war ein schwärmerisches Treiben bei seinen Anhängern entstanden, das vielen der stillen Täufer so gefährlich wurde. David Joris imponierte noch manchen mit seinen hochfliegenden

prophetischen Ansprüchen. Trotz der Münsterschen Katastrophe meinten nicht wenige, welche unter dem Namen „Täufer“ dahin gingen, Rothmanns Aufruf zur Rache an den Gottlosen sei ein richtiges Evangelium. Wir müssen es begreiflich finden, daß da vielen Täufern der Mut entsank, weiter der sonst lieb gewordenen Genossenschaft angehören zu wollen. Die Gemeinde in Straßburg verlor viele ihrer angesehendsten Glieder. Butzer nahm sie in die reformierte Kirche auf. Warum gewann er sie nicht alle? Warum schlossen sich Theologen der römischen Kirche, wie Menno Simons, auch nach 1535 den Täufern noch an; warum wandten sich in den Gegenden am Niederrhein gebildete und adelige Personen und Familien unsern Vorfahren zu — während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, so daß es in jener Gegend auf Schlössern und Burgen stille und offene Täuferkreise gab und man in Köln eine große Gemeinde fand und in Gladbach um 1590 sogar eine, welche über 500 Glieder zählte? Was hat dem Täufertum, oder den Mennoniten, wie sie bald genannt wurden, den zähen Bestand geschaffen? War es nicht der Umstand, daß Lehre und Leben aller wahren Träger dieser Richtung dieselbe als solche wahren Jünger Jesu Christi erwies, daß ganze Kreise, die ihnen nahe traten, ganz einfach der Ueberzeugung folgten: Bei diesen schlichten Leuten sind so viele Merkmale der Genossenschaft ausgeprägt, welche der Herr als die „kleine Herde“ bezeichnet, daß es nur richtig sein muß, sich ihr anzuschließen, ihre Schmach zu tragen, aber auch ihrer Verheißung sich zu getrösten, daß ihr das Reich beschieden sei. Sollten wir uns in diesen Reformationstagen nicht mahnen lassen, als würdige Nachfolger unserer bekenntnisfreudigen Väter in unserm Thun und Lassen unser herrliches Erkenntnisgut besser auszuprägen, als wir das bis dahin gethan haben? W.

## Eine Frage.

Der sonst gediegene Aufsatz Br. G. Toberers (in No. 42 der „Rundschau“) enthält folgenden Passus: „Die Erlösung vom Tode in den Sünden konnte aber um des großen Abfalls willen tausend Jahre nicht erlangt werden.“

Wie stimmt diese Behauptung mit den geschichtlichen Thatsachen, die uns in der Kirchengeschichte z. B. aus der Zeit des Winfried Bonifacius, des Claudius von Turin, der Waldenser u. s. w. erzählt werden?

Die Absicht bei dieser Frage ist nicht, sie zu einer Streitfrage zu machen, oder jemand dadurch aufzufordern, sie öffentlich in der „Rundschau“ zu beantworten (was ich übrigens gerne sehen würde, wenn es im rechten Geist gethan wird) — sondern ich möchte vielmehr obige Frage den Rundschaulesern zur eigenen Beantwortung empfehlen; denn das gäbe eine treffliche Veranlassung, etwas Kirchengeschichte zu treiben. Das Studium der Geschichte ist viel wichtiger, als mancher denkt. Wenn ich Zeit hätte, so möchte ich hier gleich einige Gedanken über den Wert einer allgemeinen Kenntnis der Geschichte überhaupt folgen lassen. Dabei denke ich namentlich an biblische Geschichte, Weltgeschichte, Kirchengeschichte und spezielle Geschichte der eigenen Gemeinschaft. — Später vielleicht mehr darüber. (Bitte sehr!—Ed.)

P. H. Richert.

## Swedenborg und die Heilige Schrift.

(Fortsetzung.)

**Die Bibel verdammt diejenigen, die vorgeben, vertraulichen Umgang mit Geistern zu haben.**

Beweis: „Wenn ein Mann oder ein Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben; man soll sie steinigen; ihr Blut sei auf ihnen.“ — 3. Mose 20, 27. „Wenn eine Seele sich zu den Wahrsagern und Zeichendeutern wenden wird, daß sie ihnen nachhuret, so will ich mein Antlitz wider dieselbe Seele setzen, und will sie aus ihrem Volk rotten.“ — 3. Mose 20, 6. „Also starb Saul in seiner Missethat, die er wider den Herrn gethan hatte an dem Wort des Herrn, das er nicht hielt; auch daß er die Wahrsagerin fragte.“ — 1. Chron. 10, 13. „Wenn sie aber zu euch sagen: Ihr müsset die Wahrsager und Zeichendeuter fragen, die da flüstern und murmeln, [so sprecht:] Soll nicht ein Volk seinen Gott fragen? oder soll man die Toten für die Lebendigen fragen? Ja, nach dem Gesetz und Zeugnis! Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröte nicht haben.“ Jes. 8, 19. 20. Siehe auch 2. Kön. 21, 6; 5. Mose 18, 11.

**Swedenborg lehrt, daß es drei Himmel gebe, in welchen Heilige und Engel wohnen.**

Beweis: „Es sind drei Himmel, die voneinander ganz verschieden sind, nämlich: der innerste oder der dritte, der mittlere oder der zweite und der letzte oder der erste. Sie haben zu einander dieselben Beziehungen wie der höchste Teil des Menschen, den man das Haupt nennt; sein mittlerer Teil, genannt der Körper, und sein unterster Teil, genannt die Füße. (Seite 631.) .... Weil der ganze Himmel dem Menschen ähnlich ist und somit auch ein göttlicher, geistlicher Mensch in seiner größten Form ist, sogar seiner Gestalt nach: darum ist er, wie der Mensch, in Teile geteilt, und diese sind auch in gleicher Weise benamt. Die Engel wissen auch, in welchem Teile die eine oder die andere Gesellschaft sich befindet, und sie erzählen sich auch von einer Gesellschaft in dem einen Teil als in einer Provinz des Kopfes wohnhaft, von jener Gesellschaft als in der Provinz der Brust, von einer andern als in der Provinz der Lenden und so weiter. Im allgemeinen bildet der höchste oder der dritte Himmel das Haupt bis zum Halse; der mittlere oder zweite Himmel bildet die Brust bis hinunter zu den Lenden und Knieen; der letzte oder der erste Himmel bildet die Füße bis zu den Sohlen, sowie auch die Arme bis bis zu den Fingern; denn obwohl diese sich an den Seiten befinden, so bilden sie doch die äußersten Glieder des Menschen. Hieraus ist wiederum zu ersehen, daß es drei Himmel giebt. (Seite 635.) .... Aber es ist besser, den Beweis der Erfahrung anzuführen. Jedesmal, wenn ich ihn von den Engeln von Angesicht zu Angesicht sprach, bin ich bei ihnen in ihren Wohnungen gewesen. Diese sind genau so wie die irdischen Wohnungen, die man Häuser nennt, mit dem Unterschied, daß sie viel schöner sind; Stuben, Gemächer und Schlafkammern sind in großer Anzahl in denselben vorhanden. Auch giebt es Höfe, und um dieselben herum sind Gärten, Gesträucher und Felder (Seite 652.) .... Daß ich wissen möge, welcher Art ihre Versammlungen in den Tempeln seien, war es mir einige Mal beschieden, die Predigten zu hören. (Seite 656.) .... Zuweilen sind mir beschriebene Blätter geschickt worden, die genau so aussahen, als ob sie mit der Hand geschrieben worden wären, manche waren so, wie die bedruckten Blätter der Welt sind. Ebenso konnte ich dieselben auch lesen. (Seite 661.)

**Die Bibel lehrt, daß es nur einen Himmel giebt, in welchem die Engel und die Heiligen wohnen.**

Beweis: „Zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel euch.“ — 1. Petri 1, 4. „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“ — Joh. 14, 2. Man siehe auch Apstg. 3, 21; 1. Kor. 2, 9.

**Swedenborg lehrt, daß es unzählige Höllen gebe.**

Beweis: „Die Höllen sind dicht beieinander und auch weit voneinander, je nach dem Unterschiede der Uebel — der allgemeinen, der spezifischen und der einzelnen. Auch sind Höllen unter Höllen. Einige stehen durch Gänge miteinander in Verbindung, und noch mehr sind durch die Ausdünstung verbunden, und das genau nach den Verwandtschaften eines Geschlechts und einer Gattung von Uebel mit andern. (Seite 701.) .... Es wurde mir auch beschieden, in die Höllen zu blicken und den Charakter der Insassen zu sehen.“ (Seite 700.)

**Die Bibel lehrt, daß es nur eine Hölle giebt.**

Beweis: „Ach, daß die Gottlosen müßten zur Hölle gekehret werden, alle Heiden, die Gottes vergessen!“ — Ps. 9, 18. „Ich will euch aber zeigen, vor welchem ihr euch fürchten sollt: Fürchtet euch vor dem, der, nachdem er getötet hat, auch Macht hat, zu werfen in die Hölle. Ja, ich sage euch, vor dem fürchtet euch.“ — Luk. 12, 5. Man siehe auch Matth. 25, 14; 25, 46; 13, 50; Mark. 9, 44; Luk. 16, 23; 2. Thess. 1, 9.

**Swedenborg lehrt, daß der Geist nach dem Tode in eine Geisterwelt geht, welche weder der Himmel noch die Hölle ist.**

Beweis: „Die Geisterwelt ist weder Himmel noch Hölle, sondern es ist eine Stätte oder ein Zustand mittelbar zwischen den beiden. Denn dahin zuerst geht der Mensch nach dem Tode, und dann, nach dem dazu nötigen Zeitraum, je nachdem sein Leben auf dieser Welt gewesen ist, wird er entweder in den Himmel erhoben oder hinunter in die Hölle geworfen. (Seite 586.) .... Sie haben dort keine bestimmte Zeitdauer zu verweilen; manche kommen in jene Welt, um sofort entweder in den Himmel genommen oder in die Hölle geworfen zu werden; manche verweilen dort nur Wochen, andere Jahre, doch niemand mehr als dreißig. (Seite 587.) .... Und wenn die Geister der Genossen uneins gewesen sind und sich einander innerlich verabscheuen, arten sie manchmal in offene Feindschaft aus und bekämpfen sich. Man trennt sie jedoch nicht voneinander bis sie in den zweiten Zustand versetzt werden.“ (Seite 594.)

**Die Schrift lehrt, daß nach dem Tode der menschliche Geist entweder in den Himmel oder in die Hölle eingeht.**

Beweis: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“ — Luk. 23, 43. „Es begab sich aber, daß der Arme starb,

und ward getragen von den Engeln in Abrahams-Schoß. Der Reiche aber starb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er seine Augen auf, und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß." — Luk. 16, 22—23. „Wir sind aber getrost, und haben vielmehr Lust, außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu sein bei dem Herrn."—2. Kor. 5, 8. „Denn es liegt mir beides hart an: ich habe Lust, abzuscheiden, und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre." — Phil. 1, 23. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Apstg. 7, 58.

Swedenborg lehrt, daß das Voneinanderscheiden der Seele und des Leibes die Auferstehung sei.

Beweis: „Bei manchen dauert der Schlag des Herzens noch lange Zeit, bei manchen nicht lange. Sobald das Herz stille steht, wird der Mensch auferweckt; doch dieses geschieht allein durch den Herrn. Das Wiedererwachen bedeutet das Scheiden der menschlichen Seele vom Leibe und deren Eingang in die Geisterwelt. Gewöhnlich nennt man dies die Auferstehung. — Seite 590.

Die Bibel lehrt, daß die Scheidung zwischen Leib und Seele der Tod und nicht die Auferstehung ist.

Beweis: „Und steinigten Stephanus, der anrief und sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Apstg. 7, 58. „Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!" — Luk. 23, 46. „Und nach diesen Geschichten ward des Weibes, seiner Hauswirtin, Sohn krank, und seine Krankheit war so sehr hart, daß kein Odem mehr in ihm blieb. .... Und der Herr erhörte die Stimme Elias; und die Seele des Kindes kam wieder zu ihm, und ward wieder lebendig." — 1. Kön. 17, 17. 22.

Swedenborg lehrt, daß die Menschen auferstehen, noch ehe sie begraben sind.

Beweis: „Daraus ist deutlich zu ersehen, daß der Mensch, wenn er stirbt, nur von einer Welt in die andere hinübergeht. Daher kommt es, daß im Worte Gottes der Tod, in dem innern Sinne, die Auferstehung und eine Fortsetzung des Lebens bedeutet. (Seite 590.) .... Bezüglich dieses Gegenstandes unterhielt ich mich mit manchen noch am selben Tage, da ihre Leiber bestattet wurden, und durch meine Augen sahen sie ihre eigene Leiche, die Bahre und die Beerdigung. Und sie sagten, daß sie jetzt jenen Leib verwärfen; daß er ihren Zwecken in der Welt, in der sie gewesen waren, gedient habe; daß sie jetzt aber im Besitze eines Leibes seien, der ihren Zwecken in der Welt diene, in der sie sich jetzt befinden." (Seite 588.)

Die Schrift lehrt, daß die Menschen von ihren Gräbern aufstehen.

Beweis: „Verwundert euch des nicht. Denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören; und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts." — Joh. 5, 28. 29. „Und dasselbe plötzlich, in einem Augenblick, zur Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Toten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden." — 1. Kor. 15, 52. „Er ist nicht hie; er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommt her, und sehet die Stätte, da der Herr gelegen hat." — Matth. 28, 6. (Hätte Swedenborg recht, dann wäre Christus auferstanden, da er noch am Kreuze war.) Man siehe auch 1. Thess. 4, 14; Jes. 26, 19.

(Fortsetzung folgt.)

## Vereinigte Staaten.

### Kansas.

Inman, den 21. Oktober 1902. Werter Editor! Wir freuen uns zu lesen, daß Du wieder glücklich bei den Deinen angelangt bist. Viel Neues ist seit Deinem Hiersein noch nicht passiert. Wir Farmer haben es jetzt recht sehr „drock". Erst hinderte uns der viele Regen am Beendigen der Feldarbeiten; jetzt, da es schön ist soll eben noch vieles nachgeholt werden. Das Säen ist wohl überall in der Umgegend beendet, und sind wir jetzt am Kartoffel ausgraben. Das ist aber auch eine Lust, denn die sind so schön und groß, daß ich nicht immer eine ganze zu einer Mahlzeit bezwingen kann. (Dann müssen sie natürlich schon recht groß sein! Ed.) Schaue schon immer nach der Prämienliste aus. (Ist bereits erschienen! — Ed.) Dieses Jahr will ich Eure beste Prämie haben, d. h. eine Lehrerbibel. Mit Gruß,

Heinrich Epp.

### Nebraska.

Jansen, den 17. Oktober 1902. Werter Editor! Einen Gruß an alle Leser der „Rundschau"! Ich hätte schon eher schreiben sollen, doch der vielen Gäste halber, die zu den beiden Konferenzen gekommen waren, ist's unterblieben. In Peters Gemeinde trat die Konferenz am 9. und 10. zusammen. Die Fragen, die besprochen wurden, waren zeitgemäß und praktisch. Besonders gefiel's mir, daß Schule und S. Schule einen Platz auf dem Programm hatten. Dies sind zwei ganz besonders wichtige Punkte, und das Fortbestehen unseres Volkes hängt größtenteils von den Schulen und S. Schulen unserer Gemeinden ab. Werden uns Schulen und S. Schulen Nebensachen sein, so werden auch unsere Gemeinden unserer heranwachsenden Jugend Nebensachen werden. Die Krimer Brüder-Gemeinde hatte den 12. Liebesmahl und an den beiden folgenden Tagen Konferenz. Sonntag war das Wetter trüb und regnerisch, kamen auch nicht so viel Gäste wie erwartet wurden. Zu diesen beiden Konferenzen hatten sich viele Gäste eingefunden von Manitoba, Minnesota, S. Dakota, Kansas und Texas. Viele Besuche sind gemacht worden, viele gesalbte Predigten gehört, jetzt fehlt, dies Gesagte und Gehörte durchzudenken und zu beachten.

Joh. W. Fasten haben sich dem Süden zugewendet, und es hört sich als ob sie Hillsboro Bürger werden wollen. M. B. Fast von Denver war auch für einige Tage in unserer Mitte. Ist auch die Fremde schön, zur Heimat wird sie nicht. Wenn der Editor noch willig ist, Fragen für öffentliche Besprechung zu nehmen, so möchte ich folgende Frage einreichen und unsere Prediger und Brüder bitten, sie zu beleuchten. Wenn sie nicht am Platz ist, kann der Editor sie dem Papierkorb anvertrauen. Die Frage ist: Was meinte Jesus als er sagte: So halt ihn als einen Heiden und Zöllner? Matth. 18, 17.

Meint es so halten, wie die Juden solche hielten? Evan. Joh. 9, 22; 9, 35; 12, 42; 4, 9 oder wie Jesus Zöllner und Sünder hielt? Matth. 9, 10; 11, 19; Luk. 19, 7; 15, 2; 5, 30.

Grüßend, Jac. Z. Wiebe.

(Erst am 20. Oktober eingelaufen.)

Jansen, den 27. Sept. 1902. Liebe Leser! Wiederum eine Mahnung an uns, hörten wir gestern, als die Nachricht kam: Der alte Onkel Peter Buller ist um ½5 Uhr gestorben. Jedem Menschen ist's gesetzt zu sterben, doch wie wunderbar fühlt das menschliche Herz beim Anblick eines Toten! Er war immer noch so ein rüstiger alter Mann. Da wurde er im Nachsommer etwas krank, doch dachte niemand, daß so ein Ende nehmen würde, vielleicht er selbst nicht einmal. Ungefähr 20 Tage war er hart krank und gestern nachmittag starb er. Bis ans Ende hatte er das volle Bewußtsein und verschied in fester Zuversicht, daß auch er aus Gnaden selig werde. Es ist doch etwas Herrliches, der Christenglaube! Er giebt Ruhe im Leben, Trost zum Sterben und Hoffnung nach dem Sterben! Er soll morgen begraben werden.

Letzte Woche hat es hier viel geregnet, in einer Nacht sogar bis drei Zoll. Die Felder sind gehörig durchnäßt, was sehr passend für die zu bestellenden Winterfrüchte ist. Ueberhaupt hat es hier diesen Sommer viel und anhaltend geregnet.

An Peters Kirche wird sehr gearbeitet, um sie bis zum ersten fertig zu bringen. Die Kirche wird um 16 Fuß verlängert. Die Konferenz trifft hierher und es werden ziemlich Gäste erwartet. Auch die P. Brüder Gemeinde machen fertig für das hierher bestimmte Liebesmahl oder Erntefest und Konferenz. Die Schulen haben meistens begonnen, Lehrer und Schüler arbeiten mit Mut und Lust drauf los, ob alle ihr Ziel erreichen werden?

Zum Schluß grüßend, Korr.

Beemer, 20. Okt. 1902. Lieber Bruder Editor! Thue Euch hierbei zu wissen, daß unsere kleine Gemeinde mit liebem Besuch beehrt wurde, von Verwandten und Freunden aus Illinois. Nämlich, die lieben Geschwister Bischof Johann Bürky von Hopedale, Ill., nebst seiner Schwester Maria Egly und die Brüder Ben Martin und Christ Springer. Wir hatten dreimal Versammlung, wobei die lieben Geschwister Christian Dettweiler von Schikley, Holt Co., Neb., und Marie Bürky von Seldon, Dekatur Co., Kansas, im Hause des Pred. J. Birky durch Johann Birky getraut wurden. Am darauffolgenden Sonntag wurde das heilige Abendmahl gehalten. Der liebe Bruder gedenkt seinen Weg nach Hause über Iowa zu nehmen und dort noch unter den Geschwistern zu wirken. Der Herr verleihe ihm Kraft und Gesundheit, und Gottes guter Engel möge ihn bewahren auf seinem Wege.

Herzlichen Gruß an alle Rundschauleser von Eurem geringen Mitpilger nach Zion.

Jacob D. Oswald.

### Süddakota.

Wittenberg, den 15. Oktober 1902. Lieber Editor! Der Segen des Herrn sei mit Dir! Ich habe einen Brief von Rußland bekommen, von Jakob Bobb, in welchem er um die Adresse seines Schwagers Johannes Nagel bittet. Johannes Nagel wohnte früher bei Tampa, Kan., dann später bei Herington, Kan. Von dort soll er nach

Oregon gezogen sein, habe seitdem aber nicht ausfinden können, was seine jetzige Adresse ist. Ist vielleicht unter den Rundschaulesern jemand da, der mir aushelfen könnte? Man schreibe an mich brieflich oder auch durch die „Rundschau".

Grüßend,

Johann Baumbach.

## Rußland.

Kronberg, den 23. Sept. 1902. In meinem Bericht vom 20. Februar d. J., in No. 14 der „Rundschau", Seite 9, hatten sich Fehler eingeschlichen: Statt Peter Hopke sollte es da heißen, Peter Pappken; auch ist mein Schwager Martin Hamm, Rückenau, nicht 91 Jahre und 2 Monate alt geworden, sondern nur 61 Jahre und 2 Monate. Ich gab selbige Berichtigung schon einmal am 14. Mai d. J. auf die Post, aber wahrscheinlich ist der Brief den Meereswellen anheimgefallen und daher nicht bis in die Spalten der „Rundschau" gekommen. Den nächstkommenden 25. November werden es bereits 50 Jahre, daß Isbrand Koopen Sen. hieselbst den Pilgerpfad durch dieses Leben im Ehestande miteinander gewandelt haben. Trotz des hohen Alters sind sie beide noch ziemlich rüstig. Den Verwandten Klaas Koopen und der Witwe des verstorbenen Heinrich Koop sammt Kindern in Amerika, diene selbiges als Nachricht und zugleich auch als eine Einladung zu besagtem Datum. Obzwar ein persönliches Zusammentreffen wohl unmöglich ist, wird man die l. Verwandten an dem Gedächtnistage doch im Geiste erwarten, um vereint mit ihnen in Gedanken bei einander zu verweilen.

Nachdem der Regen uns mehr denn zwei Monate lang immer umgangen, bekamen wir endlich am 20. d. M. einen schönen Regen, der der Wintersaat ganz besonders wohlthun wird. Trotzdem der Regen auch im Sommer viel ausgeblieben, haben wir doch ganz schön Getreide bekommen. Weizen per Deßj. 5—6 Tschtw., Gerste bis 7 Tschtw., Roggen 3 Tschtw. und darüber, Winterweizen 8 Tschtw., von der Schwarzbrache auch bis 15 Tschtw. von der Deßj.

Grüße noch alle Verwandten in der „neuen Welt".

Achtungsvoll,

Peter Kröker.

---

Kronberg, im Sept. 1902. Ich erinnere mich öfter meiner Nichte geborene Katharina Penner, die bei Martens in Blumenort, Rußland, auferzogen wurde. Ihre Mutter, Katharina Harder, welche meiner lieben Mutter Schwester war, starb schon im Jahre 1858. Die erwähnte Nichte verheiratete sich mit einem ledigen N. Reimer aus Blumenort, wie mir recht ist im Winter 1878 und ging dann im nächstkommenden Frühjahr mit ihrem Manne samt Schwiegereltern nach Kansas, Amerika; sie hat jetzt ungefähr ein halbes Jahrhundert an Jahren zurückgelegt. Da wir ihre Adresse nicht wissen, um an sie schreiben zu können, so nehme ich die Zuflucht zur „Rundschau", um durch sie den Aufenthalt meiner l. Nichte zu erkundigen. Sollten diese Zeilen vielleicht direkt von Dir, liebe Cousine, gelesen werden, dann bitte ich Dich, schreibe uns einen Brief oder gieb ein Lebenszeichen durch die „Rundschau". Du wirst wahrscheinlich noch nicht erraten haben, wer Dich mit diesem Schreiben durch die „Rundschau" aufsuchen möchte. Ich bin Jakob Gooßens Maria von Schönsee, Gouvernement Taurien. Meine l. Eltern ruhen auch schon seit 1873 beide im Grabe.

Von Schönsee reisten G. Ennsens Kinder im Jahre 1875 und die ganze Familie Peter Klassen 1879 nach Amerika. Ennsens und Klassens waren in Schönsee unsere Nachbarn. Seid ihr Lieben noch alle am Leben und wie geht es Euch in Amerika?

Ferner ist in Amerika noch ein Onkel meines l. Mannes, Namens Johann Siebert, welcher samt Familie von Kleefeld, Rußland, nach Amerika gezogen, und meines Mannes Nichte, geb. Helena Siebert, eine Tochter des Onkel Kornelius Siebert; sie ist verheiratet mit Regehr, stammhaft von Hierschau. Wir möchten gerne von allen Verwandten und Freunden jenseits des Ozeans Nachricht haben und wenn auch durch die „Rundschau". Unsere Adresse ist: Peter Wiebe, Kronberg, Post Pokrowskoje, Gouv. Jekaterinoslaw, Südrußland.

Alle herzlich grüßend verbleiben wir,

Maria und Peter Wiebe.

### Verschiedenes.

Die Ernte ist in diesem Jahre hier im Süden Rußlands zwar sehr verschieden, jedoch im Durchschnitt gut ausgefallen. Auf Memrik und Umgegend erhält man Weizen 90 bis 100 Pud, Gerste bis 150 Pud per Deßj. Roggen hat es bedeutend weniger gegeben. Weizen kostet gegenwärtig 65 Kop., Roggen 50 Kop. und Gerste 40 Kop. per Pud. An manchen Orten im Jekaterinoslawschen Gouvernement ist der Regen im Nachsommer gänzlich ausgeblieben, woher auch die Weide für das Vieh an einigen Stellen wirklich arg knapp ist. Es geht hier eben wie auch in Amerika: man kauft und verkauft. Die Memriker Delegaten haben für Landlose der zehn Memriker Kolonien im Samarischen Gouvernement, Kreis Nowo-Usensk, für 76½ Rbl. die Deßj. 1680 Deßj. Land gekauft.

Vier von den Apuchtinern Landwirten haben ihr Land (400 Deßj.) an den Herrn Gutsbesitzer Jakob Gooßen, von Wintergrün zu 160 Rbl. die Deßj. verkauft. Nun hat Apuchtina, Gouv. Jekaterinoslaw, nur noch vier Landwirte mit noch 400 Deßj. Land.

Von den eigentlichen Gründern des Dörfchens, welche sich dort Anno 1857 niedergelassen, ist keiner mehr in Apuchtina vorhanden; die meisten haben ihre Häupter zum letzten Schlaf geneigt.

Der noch ledige Johann Heinrichs, ein Sohn des Johann Heinrichs, früher Apuchtina, hatte das Unklück, auf der Reise in einem Flusse zu ertrinken. Ein herber Schmerz für die Anverwandten. Doch, Gottlob! die Eltern sind der gewissen Zuversicht, daß ihr Sohn zur Rechten Gottes weilt. Auf Memrik hat der Tod im laufenden Jahre in einigen Dörfern ziemlich Opfer gefordert und zwar alt und jung. Der Prozeß um den „Goldberg" bei Apuchtina, welcher vor 5 Jahren seinen Anfang genommen, liegt noch immer auf der Wage; man erwartet die letzte Entscheidung.

Ein Leser der „Rundschau".

## Die Duchoborzen.

**Ihr Leben und Treiben geschildert von einem Augenzeugen.**

Es gehört zur Unvollkommenheit des Menschen, daß wir uns nur in den allerseltensten Fällen zu einer auch nur einigermaßen gerechten und unparteiischen Beurteilung der Gegenwart emporschwingen können. So sehen wir denn unsere besten Geschichtsschreiber, z. B. den weltbekannten Professor Mommsen, gerecht und unparteiisch, wie seine Kritik des „alten Rom" auch sein mag und wirklich ist, wankend, irrend und fehlend, sobald es sich um eine solche gegenwärtiger Zustände handelt.

Wundern wir uns daher nicht, daß unsere Duchoborzen eine so ganz verschiedene Beurteilung je nach des Schreibers Eigenart erfahren, besonders, da sie neuerdings zur politischen Zielscheibe geworden. Weiß doch jeder, wie Individium, Sache, Nation — kurz alles — zum Zerrbild wird, sobald der Parteien „Haß oder Gunst" den Pinsel führt.

Das Beste, was wir deshalb auch den Duchoborzen wünschen können, ist, daß unsere politischen Parteien sie in Zukunft in Ruhe lassen und ihnen nicht mehr Beachtung schenken, als sie selbst wünschen und ihre Sache an sich verdient. —

Solches schließt natürlich nicht aus, daß von „Unparteiischen" ihre Eigenart möglichst ans Licht gezogen werde und das Dunkel, welches in den Köpfen von uns anders Denkenden über dieselben noch besteht, solchem Lichte weiche. Denn alles Verstehen heißt alles „Verzeihen" und mit dem besseren Verständnis der Eigenart der Duchoborzen kann eine mildere Beurteilung derselben auch sicher nicht ausbleiben.

Ob aber in Wirklichkeit diese so viel verkannten Sonderlinge das Licht zu scheuen brauchen oder nicht, darüber mögen sich unsere Leser aus dem Nachstehenden selbst ein Urteil bilden.

Die sogenannte Nord-Kolonie der Duchoborzen, ein wenig länger als drei Jahre bestehend, umfaßt 13 Dörfer, welche sich, im östlichen Assiniboia vom Thunder-Hill längs des Swan-Rivers 18 Meilen weit erstrecken. Die Kolonie zählt 1,500 Seelen, von denen ein jedes Dorf 100—250 enthält. 5,500 Acre Land wurden bereits bebaut und der Ertrag an Weizen, Gerste, Hafer, Flachs und Gemüse war in diesem Jahre ein so gewaltiger, daß fünf Jahre des Nichtsthuns mit den Vorräten der Getreidespeicher nicht aufräumen würden. Doch denken diese Leute gar nicht an so etwas. Im Gegenteil sind sie wieder tüchtig am Pflügen von altem und neuem Lande. Trotz ihrer primitiven Arbeits-Methoden waren sie ihren Nachbarn doch um reichlich zwei Wochen mit Ernte und Dreschen voraus. Auch neue, bisher unbekannte Verdienstquellen wußten dieselben aufzufinden. So sammelten sie im ganzen schon für 15,000 Dollars Senecawurzel, von deren Anwesenheit in solchen Mengen (obschon die Indianer schon des Längeren kleinere Quantitäten zu Markte gebracht) man vorher keine Ahnung hatte, und zu welchem Graben man auch Kinder und Greise verwenden kann. Für unsere Leser, welche europäische Dörfer gesehen haben, bieten diejenigen der Duchoborzen wenig Neues. Sind doch ihre Häuser genau nach dem Muster der Heimat gebaut und gehalten. Und dies bedeutet für den Kundigen, daß sie im allgemeinen besser, bequemer, reinlicher und geräumiger sind, als das Durchschnitts-Pionier-Haus dieses Landes. Hier sehen wir deshalb auch nicht die schmucklose Lehmhütte, sondern reichlichst verzierte Blockhäuser, deren Aeußeres und Inneres mit weißem Thon beglättet und mit gelber Thon-Malerei verziert sind. Von Schlingpflanzen umwachsene Bogen krönen die Thüren der Eingänge der Umzäunung und ein rein

gehaltener Weg führt uns zur Veranda des Hauses. Im Hause selbst herrscht die peinliche Sauberkeit der deutschen Bauernstube. Auf den weißen Fußboden wird täglich weißer Sand gestreut und die primitiv derben weißen Möbel werden mit Seife und Bürste des Oefteren bearbeitet. Während unser „western pioneer" sehr oft kaum mehr, als eine „Stube für alles" besitzt, hat jedes Duchoborzen-Haus neben der Küche, dem Schlaf- und Wohnzimmer auch noch eine Arbeits- und Vorratskammer. Wohnen mehrere Familien zusammen, wie es des Oefteren vorkommt, da die Söhne nach der Verheiratung gewöhnlich bis zur Gründung des eigenen Herdes erst eine Zeit lang im Elternhause wohnen, dann hat man noch ein zweites Zimmer zum Schlafen. Im übrigen aber schlafen Männlein und Weiblein, Jungen und Mädchen in dem einen Schafzimmer.

Und welcher Schurke, der die primitiven, urwüchsigen erhabenen Sitten des besten Teiles unseres deutschen Volkes kennt, könnte darin etwas Unrechtes oder auch nur Anstößiges finden und darüber die Nase rümpfen? Eine Empfehlung für die Unverdorbenheit seiner Natur wäre solches freilich nicht.

Ueberall, wohin das Auge sieht, die peinlichste Ordnung und Reinlichkeit und jedes Ding an seinem Platze. An den Fenstern stehen Blumentöpfe, sogar Vorhänge fehlen nicht und der übliche Schmuck, den unsere Frauen zur Verschönerung des Heims so schön überall anzubringen wissen, auch ihm begegnen wir in der Form von allen möglichen Nippsachen und weiblichen Handarbeiten und dergleichen. Ja sogar die Männer steuern hierzu ihr Scherflein bei, durch Holz-Schnitzeleien und dergleichen mehr männlichen Zeitvertreib.

Ein großer Backofen erwärmt das ganze Haus, die Dicke seiner Mauern macht dessen Wärme — Aufnahme und — Abgabe eine so graduelle, daß er nie wirklich heiß, aber auch niemals ganz kalt wird und er deshalb, wie in der Schweiz, den Kindern und alten Frauen, welche am meisten der Wärme von außen bedürfen, zur Schlafstätte dient. Natürlich fehlt in keinem Hause das Spinnrad. Ganz nach alter Sitte versteht es der Duchoborze aus selbstgeschorener Wolle und aus von Flachs selbstbereiteten Hanf sich sein „Selbstgesponnenes" herzustellen. Sogar seinen „Binder-Twine" und sonstige Stricke macht er sich auf diese Weise selbst. Ueberhaupt sind diese Leute geschult in allen Handleistungen. So verstehen die Frauen neben ihrer Häkel- und Strick-Arbeit auch noch wundervolle Strohkörbe zu verfertigen, die Männer aber Tiere und Vögel zu schnitzeln, alles Dinge, weche sie mehr zum Zeitvertreib, zur Ausschmückung des eigenen Heims und zu Geschenken, als zum Verkaufe anfertigen. Kein Wunder daher, daß an geschickten praktischen Handwerkern jeglicher Art unter den Duchoborzen kein Mangel ist. Diese sprechen denn auch schon davon, daß als Nächstes der Neubau von Steinhäusern auf den entsprechenden Farmen in Angriff genommen werden soll, wozu das nahe Flußbett reichlich Material liefert.

Verlassen wir nun das Haus und sehen uns ein wenig draußen um. Vor den warm gebauten und reinlich gehaltenen Ställen finden wir keine großen Misthaufen, die die Luft verpesten und so ihren Dungwert einbüßen. Alles wird sofort entfernt auf das Land gebracht. Dem Vieh, das am Abend in die Umzäunung getrieben, wird das Futter nicht einfach auf die Erde geworfen, um zum größten Teile unter die Hufe getreten zu werden, sondern wie im Stalle auf Raufen ausgeteilt. Folgen wir unsern „Freunden" — denn lieb sind uns diese Leute bereits geworden — nun einmal auf die Felder und sehen zu, was es mit der so oft gehörten „Frauenschinderei" eigentlich auf sich hat. Nun, Leser, der Du in Deutschland beispielsweise Deine Wiege hattest, beruhige Dich, denn nicht mehr, aber vielleicht weniger von sogenanntem „Entwürdigendem" wird Dein Auge begegnen, als Du von draußen her gewohnt warst. Freilich ein modernes „Emancipations-Dämchen", von denen eine Duchoborzenjungfrau zwei auf jede Hand nimmt, dürfte ja wohl ihr Röckchen zur Flucht hoch heben und die Nase arg rümpfen. Doch uns ficht das nicht an. Die Frauen arbeiten zwar, aber ihr Singen und Lachen und ihre vor Gesundheit strotzenden Erscheinungen belehren uns, daß sie eben doch nicht mehr arbeiten, als ihnen gut ist und dies auch nur insofern sie es selbst so wollen und wünschen. Da jeder Duchoborze — alt oder jung — immer etwas zu thun findet und nie wirklich müßig ist, so ist es selbstverständlich, daß das Haus und die nächste Umgebung der Arbeit nicht immer genug bietet. Kein Wunder deshalb, daß Frauen öfters das Feld aufsuchen, um den Männern bei leichter Arbeit zu helfen. Einige thun dies auch nur, um einfach in der Nähe ihrer Männer zu sein und ist es daher eine häufige Erscheinung, Gruppen von Frauen, umgeben von ihrer Kinderschar, auf dem Felde bei ihren hart arbeitenden Männern mit Handarbeiten beschäftigt zu sehen. Die Gerätschaften sind meistens noch sehr primitiver Art und geht fast noch alles so zu, wie die gute alte Zeit zu Hause es uns lehrte. Das Getreide wird mit Rollen aus den Aehren gequetscht oder von Pferden ausgetreten, meistens aber herrscht noch der alte Dreschflegel und bieten Gruppen von 50 im Kreise aufgestellten Männern und Frauen die unter Singen und Lachen den Flegel schwingen, ein liebliches Bild. Das Getreide wird dann in die Luft geworfen und so von leichteren Unkrautsamen und der Spreu befreit, worauf es dann noch durch selbstverfertigte Siebe der letzten Reinigung unterworfen wird. Wunderbar ist es, wie viel diese Leute, trotzdem alles mit der Hand ohne jegliche Hülfe von Maschinen verrichtet wird, an einem Tage bewältigen können. Gerade so primitiv wie das Dreschen, ist auch das Mahlen des Getreides, doch sind bereits drei steinerne Mühlen, von Wasserkraft getrieben, im Baue begriffen.

Obwohl der Duchoborze Fremden gegenüber kalt, trocken und zurückhaltend erscheint, so thaut er bei näherer Bekanntschaft bald auf und ist dann sogar lustig und voller Spässe. Seine Gastfreundschaft ist echt und wahr und fühlt man sofort nach der Art, wie für Mann und Pferd nur vom Besten, was aufzutreiben, gegeben wird, daß das bloße Anbieten von Bezahlung eine Beleidigung wäre, Geld unbemerkt unter den Teller für die Kinder zu legen, wie es sich so viele „Settlers" heutzutage schon nur allzu gerne gefallen lassen, wäre im Duchoborzenhause eine Schande. Streng nach der Bibel geben sie den zehnten Teil ihres Einkommens weg und weiß mancher englische Ansiedler schon von ihrer Wohlthätigkeit zu erzählen. So bauten sie einem Abgebrannten ein neues Haus und halfen ihm in allem andern wieder auf die Beine. Ein Dorf gab dem Land-Agenten, Mr. Harley, sechs Kühe, um solche an arme Ansiedler zu verteilen.

Reinlich wie im Hause ist der Duchoborze auch in Bezug auf seinen Körper, und ist das russische Badehaus das erste, was er sich in seinem Dorfe baut. Daneben aber tummeln sich im Sommer alt und jung, männlich und weiblich, auch noch täglich nach Herzenslust im Flusse herum und zwar nach echter russischer Sitte stets ohne jegliche Bekleidung. „Dem Reinen ist eben alles rein" und haben sich hier die gemischten Geschlechter zum Institut der Badehosen noch nicht emporgeschwungen. Die Duchoborzen sind Kommunisten, welche das persönliche Eigentum für Unrecht halten und aus diesem Grunde sich auch nicht für ihre Heimstätte registrieren lassen wollen und fließt das Geld aller zu einem Dorfe Gehörigen in eine gemeinschaftliche Kasse. Der einzelne kann zwar selbständig kaufen und Schulden machen, doch hält sich das ganze Dorf für die Bezahlung derselben verantwortlich. Da sie keinen Prediger haben, sondern jeder Vater nicht nur der Lehrer, sondern auch der Prediger seiner Familie ist, so besteht die Heiratszeremonie einfach nur aus einer Erklärung vor einem Aeltesten. Trotzdem wird die Ehe aufs strengste heilig gehalten und schlechte Behandlung der Frau, so selten solche auch vorkommt, mit Ausstoßung aus dem Verbande bestraft.

Wohl wollen sie ihre Wege bauen, aber von einer Beaufsichtigung der Regierung dabei nichts wissen, wie ihnen denn der bloße Name „Gouvernement" schon verhaßt ist. Nicht einmal bei der Aufnahme des Census wollten sie ihre Namen angeben aus Furcht, daß solches zur Besteuerung führen könnte.

Die Mehrzahl der Duchoborzen kann russisch lesen und schreiben und die jüngste Generation, so sehr sich die Aeltesten auch dagegen sträuben, fangen auch schon mit dem Englischen an. Diese jungen Leute sind sehr gelehrig und anstellig und werden von den Kaufleuten in Swan-River, wo einige als Clerks arbeiten und schon moderne Kleider tragen, sehr gerühmt. Obwohl das einzige Buch im Hause die Bibel ist, halten die Duchoborzen doch Zeitungen und Traktätchen.

Das Rechnen lernen sie mit Hülfe von Rechenmaschinen nach Art der Chinesischen.

Mit einer Logik, die durch ihre Starrheit oft zur Unlogik wird, ziehen unsere Duchoborzen die letzten Konsequenzen aus der biblischen Lehre und sind sie unbekümmert um die Folgen für ihr leibliches Wohlergehen, ernstlich und ängstlich bestrebt, streng nach der Schrift zu leben. Keine Macht der Erde kann sie bewegen, einzulenken von dem Pfade, den sie nun einmal als den richtigen sich bezeichnet haben. Sie meinen es ja so gut und sind so tiefernst bei allem diesen, daß es den wahren Menschenfreund arg betrüben muß, zu sehen, wohin ihre wörtliche und teilweise des Zusammenhangs entbehrende Erklärung von Bibelstellen sie führt. Daß der Buchstabe tötet und es allein auf den Geist der Schrift ankommt, scheint ihnen unbekannt. Wohin hat das „Du sollst nicht töten" sie nicht schon geführt? Welche Verfolgungen hatten ihre Vorfahren und zum Teil sie selbst nicht schon zu erdulden, da sie sich weigerten im Militärdienste die Waffe zu tragen?

(Fortsetzung auf Seite 10.)

# Unterhaltung.

## Der Depeschenreiter.

### Eine Erzählung aus dem Heldenkampf der Buren

von Andries van Straaden.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später sah man bereits die ganze hier versammelte, aus etwa 800 Mann bestehende Streitmacht an mehreren Stellen die Hänge der Felsenhügel ersteigen und gleich darauf mit fast übermenschlichen Anstrengungen auch die beiden Geschütze, welche die Kocksche Vorhut mit sich führte, auf die Höhen emporschaffen.

Oben angekommen, wurde die Stellung durch den General und den Oberst Schiel bis ins einzelne besichtigt, dann die Leute auf die Entfernung von über zwei Kilometer auf verschiedene Punkte verteilt.

Jedes Kommando erhielt den Auftrag, je nach Lage und Bedürfnis kleine Beobachtungsposten vorzuschieben. Von Zeit zu Zeit sollten kleinere Reiterabteilungen ausgesandt werden, das südlich der Stellung gelegene Gelände abzustreifen.

Oben, hinter den Kämmen der Höhen, den aus Süden etwa sich nähernden feindlichen Kundschaftern unsichtbar, entwickelte sich alsbald ein bewegtes Lagerleben.

Die Gesellschaft, die es sich hier bequem machte, war bunt genug.

General Kock befehligte fast ausschließlich Transvaalburen, ruhige und nüchterne, fast phlegmatische Leute, die sich in einzelnen Gruppen vom großen Haufen etwas abgesondert hielten.

Wortkarg legten sie sich hinter die Felsen, zogen ihre Lebensmittel hervor: Schwarzbrot und Fleisch, dazu kalten Kaffee, den sie in fäßchenartigen Feldflaschen mit sich führten, und begannen eine kärgliche Mahlzeit zu halten. Die ganz echten Hinterwäldler unter ihnen, knorrige, reckenhafte Männer, hatten ihre Satteltaschen gewohnterweise mit dem sogenannten Bilton gefüllt, besonders haltbares, getrocknetes Gazellenfleisch, das ob seiner Zähigkeit zwar ausnehmend gute Zähne beansprucht, aber von gutem schinkenähnlichen Geschmacke ist.

Die Kolonne des Oberst Schiel hingegen, welche auf dem Vormarsche anfänglich das rechte Seitendetachement des Hauptkorps gebildet hatte und erst später mit der Kockschen Vorhut zusammengestoßen war, bestand aus dem buntesten Gemisch. Hier hörte man holländisch, irisch, französisch, portugiesisch und italienisch, vornämlich aber deutsch sprechen.

Auch die Männer dieser Gruppen fühlten vor allem das Bedürfnis, dem Magen einige Erfrischung anzubieten, wenn Lebensmittel nur vorhanden gewesen wären.

Da waren es die bessergestellten Bürger aus den größeren Städten, die fast alle einen oder mehrere schwarze Träger mit sich führten und den von Lebensmitteln Entblößten kameradschaftlich aushalfen.

Munter und mit dem Wenigen sich zufrieden gebend, ging man allenthalben ans Abkochen.

Veldkornet Vanheerden war mit seinen Leuten auf den äußersten linken Flügel zu stehen gekommen. Seine Feldwache hatte er bis an die Eisenbahnlinie vorgeschoben. Kleine, dem Bahndamm entlang sich hinziehende, aus dichtverwachsenem, dornigem Gestrüpp bestehende Buschwäldchen verdeckten in vorteilhafter Weise die hier aufgestellten äußersten Beobachtungsposten! Der Eisenbahnstrang war vollständig intakt. Doch hatte der Kornet ein mächtiges Felsstück über die eine Schiene legen lassen. Die Drähte der neben dem Damm einherführenden Telegraphenleitung waren durchgeschnitten.

Es mochte etwa halb drei Uhr nachmittags sein, da gab ein weiter zurück auf der Hügellehne stehender Posten das Alarmzeichen.

Sofort war Vanheerden, der sich um diese Zeit selbst vorn bei der Feldwache befand, zur Stelle.

Auf dem Eisenbahndamm sah man in der Entfernung von etwa 1200 Meter ein seltsames Vehikel mit mäßiger Geschwindigkeit daherfahren.

Es bestand aus zwei durch ein Gestänge miteinander verbundenen mehrsitzigen Fahrrädern, die auf den Eisenbahnschienen daherliefen.

Die Radfahrer trugen die Uniform der Kings Royal Rifles, ihre Lee-Metfordbüchse am Riemen quer über den Rücken. Auf dem verbindenden Gestänge des Fahrzeuges mußten ebenfalls Sitzgelegenheiten angebracht sein, denn auch hier saßen einige Personen.

Offenbar war die Zerstörung des Telegraphen in Glencoe unangenehm empfunden worden und dieses Eisenbahnfahrrad unterwegs, die Ursache der Störung zu erkunden.

Die Bahn machte weiter oben, ehe sie den Sonntagsfluß überschritt, eine leichte Krümmung. Das Fahrzeug verlangsamte an dieser Stelle die Fahrt, kam aber stetig näher.

Schon freuten sich die im Hinterhalt liegenden Buren, einen guten Fang zu thun. Vanheerden hatte seine Anordnungen demgemäß bereits getroffen.

Die Personen, welche auf den Mittelplätzen des Fahrzeuges saßen und wahrscheinlich mit Ferngläsern bewaffnet waren, mußten aber irgend etwas bemerkt haben, das ihnen Mißtrauen einflößte. Vielleicht hatten sie das Bahnhindernis ersehen oder eine Truppenabteilung oben auf den Felsenhügeln.

Mit einemmal hielt das Vehikel, die ganze Gesellschaft saß ab, stieg aber sofort in umgekehrter Richtung wieder auf und strampelte, was das Zeug hielt, von dannen. In ihrer Hast, vom Fleck zu kommen, war ein Mann zurückgeblieben. Der schrie und lief eine Weile hinter dem Fahrzeug her, doch die Kings Royal Rifles hatten sein Zurückbleiben wahrscheinlicherweise gar nicht bemerkt und jetzt nur das eine Bestreben, eine möglich große Strecke hinter sich zu bringen.

Der zurückgebliebene Mann lief noch eine Weile hinter dem Vehikel her, ergab sich dann aber in sein Schicksal. Kurze Zeit darauf hatten sich mehrere Buren an ihn herangemacht und ihn gefangen genommen.

Vor den Veldkornet geführt, gab es ein kurzes Verhör, wobei es sich herausstellte, daß man einen Bahn- und Telegraphenbeamten aus Waschbank vor sich habe, der aus Glencoe die Weisung erhalten hatte, die Ursache der Telegraphenunterbrechung ausfindig zu machen und die Leitung so schnell als möglich wieder herzustellen. Es hätten auf der Linie Glencoe-Ladysmith eine große Anzahl Depeschen vorgelegen, die schon seit Stunden nicht mehr weiter gegeben werden konnten. Der Beamte erklärte auf Befragen, daß den ganzen Tag schon bei Dundee heftig gekämpft und daß die Buren auf der ganzen Linie in die Flucht geschlagen worden seien. Er zeigte sich sodann im höchsten Grade erstaunt, viele Kilometer im Rücken der englischen Streitmacht auf Buren zu stoßen.

Vanheerden nahm den Bericht des Beamten etwas ungläubig hin, ließ ihm dann die Augen verbinden und unter Bedeckung zum Kommandanten des Lagers, General Jan Kock, führen.

Der letztere saß zu dieser Zeit auf dem höchsten Punkte, den die Hügelreihe darbot, im Schatten eines kleinen Zeltes vor einem Imbiß. Er war den ganzen Tag über mit Anordnungen beschäftigt gewesen und kam erst jetzt dazu, sich eine Erfrischung zu gönnen. Als ihm indessen der Gefangene vorgeführt und berichtet wurde, unter welchen Umständen man seiner habhaft geworden sei, legte er sofort Messer und Gabel beiseite und richtete an den Beamten die Frage, wer er sei und welche Zwecke seine Fahrt verfolgt hätte.

Der Beamte wiederholte, was er schon vor Vanheerden ausgesagt hatte.

„Und Sie behaupten," fragte der General, „daß heute bei Dundee gekämpft wurde, daß die Buren daselbst geschlagen worden seien?"

"Yes — Sir!"

„Aus welcher Quelle ist Ihnen dieses bekannt?"

„Ich selbst war den ganzen Vormittag über in Dundee anwesend. Mittags erhielt ich den Auftrag, einen Bahnzug nach Waschbank zu geleiten. Dort lagen weitere für General White bestimmte amtliche Telegramme."

„Erzählen Sie, was können Sie berichten?"

Der Engländer ließ sich nicht lange bitten und berichtete mit merklicher Genugthuung: „Es mochte nach meiner Erinnerung etwa um halb sechs Uhr früh gewesen sein, als wir in der Stadt durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt wurden. Er war auf dem nördlich von Dundee in der Eisenbahngabelung befindlichen Dundeehill gefallen. Nach der Ansicht unsrer Offiziere mußten die Buren jenes stufenförmig abfallende Hügelgelände während der Nacht noch erstiegen und sich dort stark verschanzt haben. Das erste Burengeschoß fiel mitten in die Stadt, explodierte aber nicht und richtete daher auch keinen Schaden an. Nach weiteren fünf Minuten waren fünf Geschütze der Buren in Thätigkeit und bombardierten unser Lager. Mittlerweile waren aber auch auf unsrer Seite etwa zwanzig Geschütze aufgefahren worden, und unsre Kanoniere schossen vom ersten Augenblick an vortrefflich. Sie hatten mit dem ersten Schusse das Ziel, und nun flog eine Granate nach der andern in die Burenstellung und richtete dort furchtbare Verheerungen an. Schon nach kurzer Zeit verstummten die Burengeschütze. Deutlich konnte man durch die Ferngläser wahrnehmen, wie sich von der feindlichen Artillerie ein Geschütz nach dem andern zurückzog. Unterdessen hatte General Symons, der mit seinem ganzen Stabe jeder Einzelheit des Kampfes aufmerksam gefolgt war, mehrere Befehle gegeben. Alsbald setzten sich die Infanteriekolonnen, voran zwei Bataillone Kings Royal Rifles und ein Bataillon Dubliner Füsiliere in Bewegung.

„Diese drei Bataillone gingen links von der Stadt mit größter Tapferkeit vor ins Gelände. Die Geschütze waren inzwischen noch verstärkt worden und fingen aufs neue an zu brüllen, den Angriff zu unterstützen. Bald war die Schlacht in vollem Gange, das Wetter aber, das bisher prächtig war, mittlerweile schlecht geworden. Der Himmel hatte sich verfinstert, ein dicker Nebel lag über den vom Feinde besetzten Hügeln. Wir vermochten von den Kämpfen nichts mehr zu sehen; bald aber hieß es, daß die Buren aus allen Stellungen hinausgeworfen worden seien."

General Kock und die Mehrzahl seiner Umgebung nahmen diesen Bericht kopfschüttelnd entgegen. Einzelne der Männer machten freilich recht verdutzte Gesichter.

„Was wissen Sie noch weiter zu sagen?"

„Inzwischen," berichtete der Engländer, „mußte gemeldet worden sein, daß vom Buffaloflusse her, in der Richtung auf Landmannsdrift, neue Burenstreitkräfte im Anmarsch seien. Man sprach von der Kolonne Erasmus. General Symons schien sich dadurch aber wenig beirren zu lassen. Er hatte sich jedenfalls entschlossen, zuerst die einen, dann die andern zu schlagen. Im Lager befanden sich ja noch die 18. Husaren, das Leicesterregiment, die Freiwilligen und die gesamte berittene Infanterie. Der General setzte den Angriff auf Dundeehill fort und ließ durch eigene Kompanien Leicestershires den Feind in der Flanke fassen. Etwa um zehn Uhr hatte er sämtliche Höhen erstürmt. Dabei ist er leider selber gefallen."

„General Symons gefallen?"

„Er wagte sich in der Hitze des Gefechtes zu weit vor und erhielt einen Schuß in den Unterleib."

„Wer übernahm sodann das Kommando?"

„General Yule. Einzelne Burenabteilungen standen noch bei Dundee-Kopje und Smiths Farm. Da gab es noch einen harten Kampf. Um ein Uhr aber waren auch diese Stellungen genommen, so melden die Telegramme. Der Feind zog sich nun in voller Flucht auf Dannhauser zurück. Er soll furchtbare Verluste erlitten haben, und es mag ihm dann noch schlecht genug ergangen sein. Die 18. Husaren und die Kings Rifles übernahmen die Verfolgung."

Betroffen sahen die Männer sich gegenseitig an. Auch der General schien durch diese im Brustton vollster Ueberzeugung gegebenen Mitteilungen recht unangenehm überrascht zu sein. Ueber des Engländers Angesicht aber ging es wie ein freudiges Leuchten. Die sichtliche Niedergeschlagenheit der Männer erfüllte ihn offenbar mit Befriedigung.

Da erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Luft, daß die Erde zu erbeben schien. Der Engländer, der eben noch gelächelt hatte, war erschrocken zusammengefahren.

Links unten im Thale, wo die Bahnlinie den Sonntagsfluß kreuzte, war eine gewaltige Rauchwolke aufgestiegen, die sich schnell zu einer riesigen Säule emporballte, dann, sich schiebend und drängend, allmählich auseinander sich löste und in langgezogenen Streifen mit dem Winde nach Süden zog. Das kleine Burendetachement, welches vor mehreren Stunden dahin abrückte, hatte seine Arbeit gethan; die Eisenbahnbrücke war in die Luft geflogen. General Kock hatte die Rauchsäule eine Weile gedankenvoll beobachtet, wandte sich dann aber wieder an den Engländer und sagte: „Sehen Sie dort — wir haben den Herren von der Eisenbahn für etliche Zeit Ferien bereitet. Sie können nun ihre Lokomotiven und ihre Wagen in die Remisen schieben. Wir wollen Ihrer Person übrigens nichts in den Weg legen. Sie sind nicht Soldat. Sie können sich nach Waschbank zurückbegeben. Berichten Sie dem General Yule, was Sie gesehen haben. Sagen Sie ihm, daß er alle Ursache hat, sich in Dundee recht wacker zu halten. Hier unten," der

Burengeneral zeigte nieder auf den Bahnstrang im Thal, „giebt es für ihn keinen Rückweg mehr."

Das Lächeln des Engländers war geschwunden. Man sah es ihm an, er fühlte nur zu wohl den Ernst der Lage. Daß ihm erlaubt wurde, sich zu entfernen, schien ihm recht erwünscht zu sein. Er machte sofort davon Gebrauch und wandte sich mit einer leichten, kühlen Verbeugung zum Gehen. Aber die Buren, die ihn vor den General geleitet hatten, vertraten ihm den Weg. Wieder verbanden sie ihm die Augen. Einer der Männer erfaßte ihn unter dem Arm und führte ihn auf diese Weise zu den Vorposten hinab.

General Kock war im Begriffe, sich es wieder etwas bequem zu machen, da kam Oberst Schiel herbei. Man berichtete ihm, was der Engländer mitgeteilt hatte. Der Oberst aber schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es wäre nicht unmöglich," sagte er, „daß Lukas Meyer voreilig angegriffen hat, ohne die Kolonne Erasmus abzuwarten. In diesem Falle ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß er für den Augenblick zum Rückzug gezwungen wurde. Der Umstand aber, daß er fluchtartig zurückgegangen sein soll, läßt schließen, daß diesem schnellen Zurückweichen ein schlaues Manöver zu Grunde gelegen hat. Lukas Meyer weicht nicht so leicht vom Platze, und andrerseits weiß er wohl, was er thut. Ich wette zehn gegen eins, er wollte damit nichts andres bezwecken, als den Feind hinter sich herzulocken, um ihm dann mit verdeckt gehaltenen Kommandos in die Flanke zu fallen. Warten wir's ab, morgen werden die Berichte voraussichtlich schon ganz anders lauten."

„Yule mag sich überhaupt vorsehen," nahm General Kock das Wort. „Hat er es nur mit Lukas Meyer allein zu thun gehabt, dann ist Erasmus jedenfalls schon weit genug vor, um bereit zu sein, die Engländer von Osten her zu fassen. Joubert wird dasselbe von der entgegengesetzten Seite thun. Die Eisenbahn in seinem Rücken ist unser. Schalk Burgher beherrscht zweifelsohne jetzt schon die Straße Dundee-Beith. Wenn Lukas Meyer also wirklich eine Schlappe erlitten hat, Yules Schicksal ist besiegelt."

### Bei Elandslaagte.

Und diese Annahme traf durchaus zu.

Noch in der Nacht waren die Depeschenreiter unterwegs, und mit Tagesanbruch wußte man im Kockschen Lager bereits, daß dem Gefecht bei Dundee, welches der gefangen genommene Telegraphist als einen großen Sieg für die Engländer in Anspruch nahm, eine solche Bedeutung keineswegs beigemessen werden konnte. Dem Beamten waren die letzten Ereignisse des Tages noch nicht bekannt gewesen. Die Engländer hatten volle acht Stunden, zuletzt unter Aufbietung ihrer ganzen Macht, gegen die Buren gekämpft und trotzdem nichts erreicht. Im Gegenteil, die englische Streitmacht wurde nördlich der Stadt Dundee von Lukas Meyer derart hingehalten, daß sich die andern Burenkolonnen auf allen Seiten ungehindert vorschieben und sich einer wichtigen Stellung nach der andern bemächtigen konnten. Lukas-Meyer war schließlich allerdings gezwungen worden, vor der Ueberlegenheit des Feindes zurückzuweichen, doch er verfügte nicht, wie die Engländer behaupteten, über 9000 Mann, sondern nur über 2900, wovon nur 1500 an dem Kampfe am Talanahügel und Smiths Farm teilnahmen. Der erstgenannte Hügel war von 900 Buren und vier Geschützen besetzt. Die englische Infanterie versuchte mehrmals die Kopje zu nehmen, wurde aber jedesmal zurückgewiesen, bis es endlich zwei Kompanien Leicestershires, unterstützt von den 18. Husaren, gelang, den linken Flügel nachhaltig anzugreifen. Jetzt räumten die Buren die Stellung und zogen sich mit der gesamten Artillerie in vollständiger Ordnung auf Dannhauser zurück. Die Engländer suchten dieses Zurückweichen durch eine energische Verfolgung auszunützen, dabei wurden jedoch eine Schwadron Husaren und eine Abteilung Rifles, im ganzen 243 Mann, abgeschnitten und gefangen genommen. Der Verlust der Buren belief sich auf 31 Tote, während die Engländer 224 Tote und Verwundete, darunter 32 Offiziere, auf dem Schlachtfelde zurückließen.

Bald nach Tagesanbruch vernahm man im Kockschen Lager in der Richtung auf Glencoe-Dundee schon wieder den Donner der Kanonen.

Eben ging die Sonne auf und übergoß die felsige Hügelreihe mit ihrem feurigen Golde. Hell glänzten auf den höchsten Punkten der Hügel die weißen Leinen der kleinen Zelte.

Hinter den Felsenklippen standen und lagen die Buren und besprachen die neuesten Nachrichten und die letzten Ereignisse.

Im Thal unten sprengte hier und dort ein kleines Reiterhäuflein über das Feld.

Man war auf der Hut und wollte sich vom Feinde nicht überraschen lassen.

Noch am Abend zuvor hatte man nämlich einen Eisenbahnzug abgefangen und aus dem Verhör des Zugpersonals die Ueberzeugung gewonnen, daß man in Ladysmith über das Schicksal des Generals Yule besorgt zu werden begann. In der Nacht hatte man sich eines schwarzen Läufers bemächtigt und Depeschen bei dem Manne gefunden, in welchen General Yule das Ableben seines Vorgängers, General Symons, nach Ladysmith meldete und das Bedenkliche der Lage unumwunden zugab. Es war anzunehmen, daß der Läufer nicht der einzige Bote gewesen war, diese Nachrichten nach Ladysmith zu überbringen. Man schloß daraus, daß General White den General Yule zu einem immerhin noch möglichen Rückzug bestimmen könnte und durch einen kräftigen Vorstoß versuchen würde, ihm Luft zu schaffen. Es war dies um so wahrscheinlicher geworden, als man mittlerweile erfahren hatte, daß die Oranje-Buren von den Pässen herab in der That bereits schon über Besters und Blaawbank hinaus vorgedrungen waren und mit den Transvaalern Fühlung suchten. General White mußte ein Interesse daran haben, auch dieses zu verhindern.

Es war etwa halb sechs Uhr früh geworden, als sich in das ferne Donnern der Kanonen im Norden, von Süden her, das rollende Geräusch einiger Eisenbahnzüge mischte. Schon waren über Modderbridge hinaus mehrere rasch sich vorschiebende Rauchsäulen sichtbar.

Oben auf dem höchsten Hügel standen der General Jan Kock und Oberst Schiel, ihre Ferngläser vor dem Auge.

Jetzt schob sich der vorderste Zug über die Brücke des Modderflüßchens und nahm kurz darauf die östliche Biegung in der Richtung auf Elandslaagte, so daß die Wagenreihe jetzt auch von der Seite her sichtbar wurde.

Er entpuppte sich als ein Panzerzug und bestand vorn aus einem niederen offenen Wagen, auf dem ein Geschütz Platz gefunden hatte, welches, durch die Ferngläser deutlich sichtbar, von Matrosen bedient wurde. Darauf folgten zwei gepanzerte Wagen, hinter diesen die Lokomotive mit Tender, dann wieder zwei gepanzerte Wagen, denen sich, ganz so wie vorn, wieder ein offener Wagen anschloß.

Der Zug hielt fast plötzlich.

„Es war die höchste Zeit," sagte Oberst Schiel, und ein eigentümliches Lächeln huschte über sein gebräuntes Angesicht.

„Warum das?" fragte General Kock.

„Sie wissen, General, daß ich die Nacht über einige Reiter dort am Bahndamm stehen hatte. Es soll mich wundern, wenn die Leute den Schienenstrang intakt gelassen haben."

Auch der General lächelte nun, wurde aber sogleich wieder sehr ernst.

Hinter dem Panzerzug tauchte eine zweite und eine dritte Lokomotive mit je einer größeren Wagenreihe auf.

„White kann es seiner Infanterie bequemer machen, als wir den unsern," scherzte Oberst Schiel.

„Um so ungemütlicher sollen sie es aber von jetzt an haben," versetzte der General und ließ nach rechts und links ein Signal geben, wo je auf einem kleinen Hügel mit ziemlich weitem Schußfeld ein Geschütz stand.

Eine halbe Minute später erdröhnte der Donner der beiden ehernen Schlünde, und zwei Schrapnells fuhren hinüber auf den Panzerzug.

Die Kanoniere hatten sehr gut gezielt. Die Geschosse krepierten aber nicht.

Sofort antwortete das feindliche Geschütz. Die englischen Matrosen schossen indessen zu hoch.

Mit unheimlichem Zischen fuhr das Projektil des englischen Fünfzehnpfünders über den linker Hand gelegenen Felsenhügel hinweg und krepierte weit hinten im Felde.

Oberst Schiel verfügte sich jetzt selbst zuerst zu dem einen, dann zu dem andern Geschütz, und von da an donnerten die beiden Kanonen unablässig gegen den Pazerzug, der sich bald genötigt sah, Dampf zu geben und eine größere Strecke zurückzufahren, um den beiden Burenkanonen nicht die ganze Breitseite preiszugeben.

Diese lebhafte Kanonade dauerte fast eine Stunde. Plötzlich wirbelte auf der von Ladysmith herführenden, rechtsseitigen Straße eine große, rötliche Staubwolke auf. Englische Artillerie kam angefahren.

Eine Viertelstunde später dröhnten auch von dorther Kanonenschüsse. Bald merkte man auf den Felsenhügeln nur zu wohl, daß man mit einem mindestens fünffach überlegenen Feinde zu thun hatte.

Ueber den beiden Geschützpositionen oben in der Luft fing es unheimlich an zu singen, zu zischen und zu kreischen. Der Rauch in der Ferne ballte sich immer dichter, die Flammen blitzten in immer schnellerer Aufeinanderfolge auf ihm auf.

Diese Kanonade währte nun schon eine Viertelstunde, hatte indessen bis jetzt noch keinen größeren Schaden angerichtet. Plötzlich schlug eine Granate in der unmittelbaren Nähe des rechts stehenden Geschützes ein, dann mit fürchterlichem Krachen das zischende Eisen umher speiend. Oberst Schiel und die Kanoniere hatten sich, als das Projektil einschlug, sofort platt zu Boden geworfen; glücklich war das Unheil diesmal vorübergegangen. Schnell erhoben sich die Artilleristen, sprangen wieder an das Geschütz und luden.

Aber die englischen Kanoniere, welche anfangs von den Anstrengungen eines weiten Marsches auf staubiger Straße wahrscheinlich etwas ermattet waren, hatten sich jetzt eingeschossen. Auch die nächsten Granaten schlugen in unheimlicher Nähe ein, und bald waren die beiden Burengeschütze vom feindlichen Feuer so sehr zugedeckt, daß die Kanoniere dieselben verlassen mußten.

Als die englischen Artilleristen gewahrten, daß sie die Gegner zum Schweigen gebracht hatten, schwenkten sie mit ihren Geschützen aus ihren Stellungen auf die Straße und fuhren auf ihr in vollem Jagen vor. Sofort aber waren die Burenkanoniere wieder an ihren beiden Kanonen, die Pause zu nützen, und sendeten dem Gegner ihren ehernen Gruß zu. Man sah deutlich nacheinander mehrere Protzwagen stürzen, wodurch der Feind gezwungen wurde, zu halten und den Fernkampf aufs neue aufzunehmen.

Mittlerweile war auch die englische Infanterie nicht unthätig gewesen. Die Eisenbahnzüge hatten sich längst entleert; mehrere Bataillone wurden in der Ferne sichtbar. Sie rückten unter dem Schutze ihres Artilleriefeuers rasch vor; die vordersten Abteilungen begannen sich bereits in Schützenlinien aufzulösen. Auf der linksseitig von Ladysmith herführenden Straße galoppierten nacheinander zwei Regimenter Lanzenreiter heran; Trompetensignale wurden hörbar. Die Reiter hielten, saßen ab und rückten nun ebenfalls in die aus mehreren Treffen bestehende Gefechtslinie.

General Kock war sich des Ernstes der Lage sehr wohl bewußt geworden. Er hatte längst alle Außenposten an sich gezogen und kommandierte jetzt alles bis auf den letzten Mann in die Front.

Die Deutschen waren soeben beim Abkochen gewesen. Sie hatten ihre brodelnden Fleischtöpfe plötzlich verlassen müssen und lagen jetzt im Mittelpunkt der Stellung mit knurrenden Mägen hinter den Felsen. Die Hügel zu ihrer Rechten und Linken waren von Buren des Johannesburg- und Prätoria-Kontingents besetzt, und hier sah man alle Altersklassen vertreten: alte, weißbärtige Männer neben bartlosen, kaum erst flüggen Jünglingen, eine bunte Gesellschaft. Manche von ihnen waren mit Ferngläsern bewaffnet, womit sie die anrückenden feindlichen Truppen aufmerksam musterten.

Der Aufmarsch und das Vorrücken der Engländer gestaltete sich nach und nach zu einem wirklich imposanten kriegerischen Bilde. Die Bewegungen der Truppen wurden wie auf dem Exerzierplatze ausgeführt. Alles ging wie am Schnürchen. Die Buren, und vorzugsweise die Landleute unter ihnen, die echten Hinterwäldler, sahen dies mit Staunen. Hier und dort, namentlich unter den Weißbärten, die gar oftmals schon auf den Schanzen gestanden hatten, entlockte es aber auch spöttische Bemerkungen. Diesen Männern mit ihrer phlegmatischen Ruhe sind die Wagnisse des Sturmes, wie er hier im Angesichte des Gegners auf freiem Gelände vorbereitet wurde, fremd. Dem echten Buren, dem Sohn der Wildnis, mangelt hierfür das Verständnis. Seine Art zu fechten ist eine ganz andre; sie ist diejenige des Jägers, der das Wild im Walde aufspürt. Auch er, der Bur, geht entschlossen gegen den Feind vor, aber, solange es nicht sein muß, niemals frei und offen. Er schleicht sich von Busch zu Busch, von Fels zu Fels, und wehe dem Gegner, wenn er den Kopf der unfehlbaren Büchse des Beschleichers preisgiebt. Des Buren kriegerischer Elementarsatz ist, daß er nicht in den Krieg geht, um totgeschossen zu werden, sondern um dem Feinde möglichst vielen Schaden anzuthun. Er fühlt für die Todesverachtung des englischen Soldaten, der im offenen Felde auf ihn losstürmt, viele Bewunderung, aber er hält diese Art zu kämpfen für zwecklos, für tollkühn, er erklärt sie für eine unverzeihliche Dummheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.
Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office Elkhart, Ind., as second-class matter.

29. Oktober 1902.

Der Säufer ist eifrigst bemüht andere zum Saufen zu verführen, und derjenige, der selber gemein ist, mag gerne andere als „gemein" ausschreien.

Die Pred. Jakob Hoepner von Winkler und H. H. Ewert von Gretna, Manitoba, waren am 21. und 22. Oktober angenehme Gäste bei unserm Chef J. F. Funk und beim Editor. Wir haben uns herzlich gefreut, diese Brüder näher kennen zu lernen. God's speed!

Aeltester H. Quiring und Prediger A. A. Wiebe von Mountain Lake, Minnesota, waren am 20. Oktober willkommene Gäste im Verlagshause und im Hause des Editors. Am 21. verließen sie mit dem Frühzuge Elkhart, um sich noch einige Stunden in Chicago aufhalten zu können. Mittwoch nachmittags gedenken sie bei den lieben Ihrigen anzukommen. Der Herr geleite sie!

Vor einigen Wochen lasen wir von dem grauenvollen Tode des französischen Romanschriftstellers Emile Zola, den man eines Morgens in seiner Wohnung durch Ofengas erstickt fand. Zola gehörte zu den sogenannten Naturalisten, die es sich zur Aufgabe machen, das menschliche Leben und Treiben so zu schildern wie es ist, nicht wie es sein sollte. Von einer Herzensreinheit, hervorgebracht durch den alles umgestaltenden Einfluß des Evangeliums, weiß Zola nichts. So kommt es, daß er in seinen Romanen das Laster stets in unverhüllter Gestalt vorführt, wodurch sie einer noch unverdorbenen Jugend sehr gefährlich werden. Hunderte anderer Schriftsteller — darunter auch amerikanische — affen Zola nach. Man sollte sich, wenn eben möglich, allen Lesestoff von litteraturkundigen Leuten auswählen lassen.

Wer seine Lebens- und Christenaufgabe darin sieht, stets und immerfort Gesetze und Gebote zu machen, die nicht in der Heiligen Schrift stehen, auch dem Sinne der Heiligen Schrift nicht entsprechen; wer die Seligkeit seiner Mitmenschen vom Schnitt der Kleidung, von der Form des Hutes, von der Farbe der Kravatte, von der Höhe des Kragens u. drgl. lächerlicher Dinge abhängig macht; wer während der ganzen Predigt in einem fort „reckhalst" und schaut was jeder und besonders jede an und um hat (einem Jungen könnte man solchen Unsinn noch eher verzeihen als einen, der da behauptet, schon 30 Jahre „im Glauben" gestanden zu haben): der ist ein bedauernswerter Tropf und dem wahren christlichen Leben eher hinderlich als förderlich. Wir können nicht mit denen fahren, die alles vergeistigen und vergeistlichen wollen, aber noch viel weniger mit den vernagelten und eigensinnigen Mitchristen, die nur an der Form hängen, alles von der Form abhängig machen, und die jeden Christen nach ihrer Form messen.

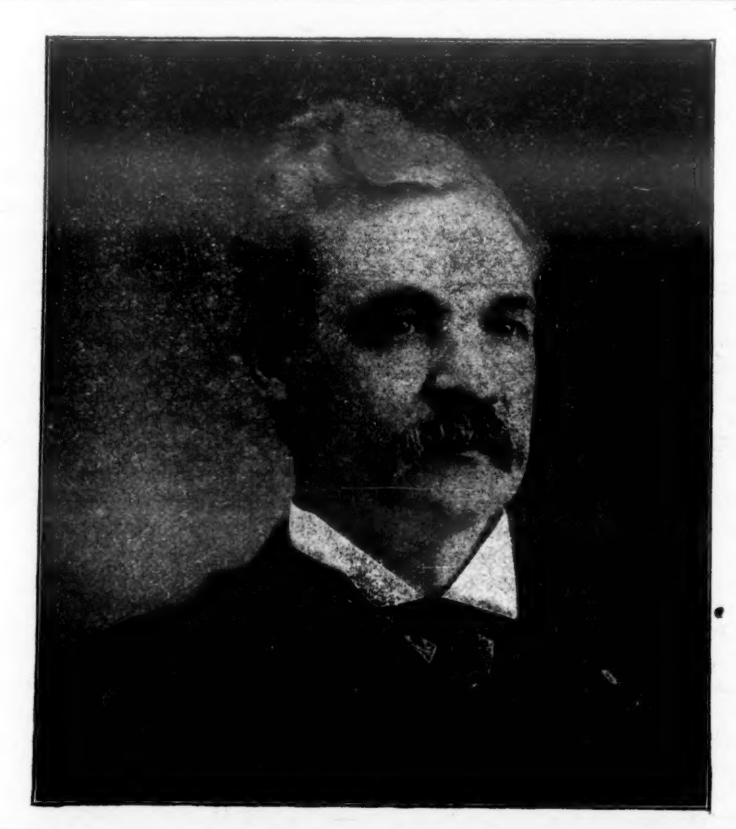
Man lese nachstehenden „Dead Letter Office"-Bericht. Ob auch Briefe für „Rundschau" oder „Jugendfreund" bestimmt, unter den hier als unbestellbar bezeichneten sind? All unser wiederholtes Bitten scheint nicht genug zu helfen, denn immer noch kommen Briefe her (oder auch nicht), mit solch mangelhafter Adresse, daß es eher ein Wunder ist, wenn sie uns noch erreichen. Bitte, bitte, schreibt die Adresse deutlich, schreibt das Datum sowie Euren Wohnort (Postoffice) und Euren Namen als Unterschrift in den Brief. Ein Brief wie folgt, ohne Datum, ohne Ortsangabe und ohne Unterschrift, kam in unsere Hände: „Hier schicke ich einen Thaler. Schickt mir die „Rundschau". Von mir." Wir wissen nun nicht wer den Brief geschrieben, auch nicht wo und wann er geschrieben worden.

In der „Dead Letter Office" befanden sich im letzten Fiskaljahre unter den 9,300,351 Briefen und Paketen, welche als unbestellbar der „Dead Letter Office" übergeben wurden, 101,743 Briefe und Pakete, welche in Geld und Wertpapieren anderthalb Millionen Dollars enthielten.

Der Bericht des Generalpostmeisters zeigt, daß im letzten Jahre die Zahl der unbestellbaren Briefe um 9 Prozent größer als im Vorjahre war. Von fremden Ländern kamen als unbestellbar 620,235 Briefe, die an die Lieben in der fernen Heimat gerichtet waren, zurück. Die Adressen waren entweder fehlerhaft oder unleserlich, und kein Vermerk, selbst nach Oeffnung der Briefe, war über den Wohnort des Senders zu finden. Dann verzeichnet der Bericht 156,235 Briefe, auf denen die Briefmarken fehlten; Briefe mit fingierter Adresse gab es 150,307, und 81,068 solche, die überhaupt keine Adresse trugen. Von ausländischen Briefen an hiesige Adressaten mußten 868,605 in die „Dead Letter Office" in Washington wandern.

Von den 8,216,507 Briefen, die im Postamte geöffnet wurden, konnten nur 1,183,231 an ihre Adresse gelangen — die anderen blieben unreklamiert.

Wenn ich in einen Park gehe, um mich zu erholen und um mich an Gottes herrlicher Natur zu ergötzen, so begehe ich damit keine Sünde; gehe ich aber in den Park zum Zwecke der Hoffart und der Augenlust zu fröhnen, dann begehe ich eine Sünde. Ein Spiel im Familien- oder Freundeskreise, wo der Herr Jesus unter Umständen zugegen sein dürfte, ohne daß die Spielenden schamrot würden, ist keine Sünde; ein Spiel aber an einem geheimen Platze, wobei getrunken, geflucht, betrogen u. s. w. und wobei man Geld gewinnt oder verliert, ist Sünde. Eine Singstunde, wo man aus Liebe zur Sangeskunst schöne Lieder einübt, ist ein Segen für die Umgegend; sie wird aber zum Fluch, wenn solch eine Singstunde lediglich nur zu dem Zwecke ins Leben gerufen wird, damit die jungen Leute Gelegenheit bekommen sich mit einander zu „schleppen". Liebliche Musik ist eine Gabe des Himmels und eine gar zarte Blüte, die sehr leicht durch eine schmutzige und rauhe Hand beschädigt oder verdorben werden kann; kommt man aber zusammen, um frivole Tanz- und Zirkusmusik „zu machen", einerlei wie schlecht, wenn's nur recht hurtig geht, sind die Spielenden oder deren Leiter rohe Gesellen, dann hat auch ihr Gespiele mit der Moral — von Christentum schon nicht zu reden — nichts gemein. Wir müssen an alle diese Sachen den Maßstab des Apostels anlegen: „Dem Reinen ist alles rein und dem Unreinen ist alles unrein." Wer ein Spötter ist, wer sich in Unsittlichkeit wälzt, wenn auch nur im geheimen, der wird stets, sei er wo er wolle, einen demoralisierenden Einfluß ausüben und seine Umgebung mit sich hinabstatt hinaufziehen. Die Idee, „ich gebe nichts darum, wer oder was der Mensch sonst ist, wenn er mich nur durch seinen Witz amüsiert," ist so falsch wie gefährlich. Jedes Christen und jedes denkenden Menschen Pflicht ist es, dem versumpfenden Einfluß des Materialismus entgegenzuarbeiten. Mag der Materialismus sich heute in Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft noch so breit machen — seine Tage sind gezählt, denn er würgt sich selber mit der Zeit ab.



Auf den Wunsch einiger unserer Leser in Nebraska bringen wir heute das Bild des Herrn Edmund H. Hinshaw von Fairburg, Jefferson Co. — Herr Hinshaw ist als Kandidat für den Kongreß von den Republikanern des 4. Wahlbezirks von Nebraska aufgestellt worden. — Seine im Staate Indiana lebenden Eltern sind Quäker; er selbst und seine Frau gehören zu der „Christian" Gemeinschaft. —

Wie wir von glaubwürdiger Stelle hören, ist Herr Hinschaw ein Mann des Volkes im besten Sinne des Wortes und wird ein würdiger Vertreter des großen Staates Nebraska sein. —

# Landwirtschaftliches.

### Streumaterial.

Streumaterial für den Winter zu beschaffen, ist jetzt eine Frage, die um diese Jahreszeit besondere Beachtung verdient. Früher als Sparsamkeit wenigstens in dieser Hinsicht noch nicht geübt wurde, und auch wohl nicht geübt zu werden brauchte, wurde darüber gar nicht weiter nachgedacht; das Stroh hatte keinen andern Wert als nur für Streuzwecke, und war mehr davon am Platze, als gebraucht werden konnte, so wurde es einfach verbrannt und so ohne Mühe aus dem Wege geschafft. Heute wird Stroh, Hafer- und Weizenstroh, als wertvolles Futter betrachtet; es wird zu Häcksel geschnitten und kann, mit Heu und Getreideschrot vermischt, so sehr wohl nicht nur die ausschließliche Heufütterung ersetzen, sondern ist in manchen Fällen, z. B. bei Pferden, dieser sogar vorzuziehen. Damit kommen die genannten Stroharten, denen noch Gerstenstroh hinzuzufügen ist, als Streumaterial in Wegfall, es bleibt nur Roggenstroh; aber diese Getreideart wird ja nur in beschränktem Maßstabe in einigen Oststaaten, vor allem in Pennsylvanien, angebaut, und dieses wird auch hier nicht als Streumaterial verwendet, sondern als Packstroh in die Städte für hohen Preis verkauft. Auf den meisten Farmen fehlt es nicht an anderen Stoffen, die als Futter keinen Wert haben und sich gut zur Einstreu eignen. Hinter diesen sollte der Farmer jetzt her sein und davon so viel zusammenbringen, wie seine Zeit ihm erlaubt. Das erste und beste Material nach Stroh ist das trockene Laub aus dem Walde, wo letzterer in solcher Ausdehnung vorhanden ist, um die nötige Menge liefern zu können. Berechnet sich der Farmer den Futterwert des Strohes, für welches er in dem trockenen Laube Ersatz erhält, so wird ein kleiner Hain in der Nähe des Gehöftes sich schon vollauf als Streulieferant bezahlen. Das Laub von einem Acre Waldland liefert ausreichend Streu für einen großen Stall; die Blätter werden jetzt in größere Haufen gebracht und zum Schutz gegen Regen bedeckt. Kann dies im Walde in ausreichender Weise geschehen, so ist das die leichteste Arbeit, da jetzt oft die Zeit fehlt, das Laub gleich einzufahren; im Winter bietet sich dagegen genügend freie Zeit, um dasselbe zu holen. Solch trockenes Laub giebt eine vorzügliche Streu; es bildet ein weiches und warmes Lager, in dem sich die Tiere recht behaglich befinden, und als Dung steht es wenig hinter Stroh zurück. Das alte Sprüchwort: „Laub macht das Land taub," trifft nicht zu; freilich ist es richtig, daß Laub nicht so viel Nährstoffe für Pflanzen enthält wie Getreidestroh, wenn letzteres nicht durch Regen und Wind ausgelaugt ist. Im Pferdestall erweist sich die Laubstreu von ganz besonderem Vorteil, wenn die Pferde lose in einem geschlossenen „Vorstall" stehen. Der Dung kommt dann so ausgebreitet über den ganzen Raum zu liegen, daß er sehr gut während des Winters oder wenigstens während der Hälfte der kalten Jahreszeit liegen bleiben kann, und es wird dadurch viel Arbeit erspart und der Dung behält seinen Wert. Das tägliche Entfernen des Strohdüngers aus den Ställen der Tiere ist keine leichte Arbeit und beansprucht außerdem viel Zeit; während die Laubstreu so fest getreten wird, daß der Dung wenig Raum einnimmt, und wie bereits gesagt, sich in bester Beschaffenheit erhält. Wird täglich ein wenig Laub eingestreut, so hält sich das Lager der Tiere reiner und geruchloser als bei täglichem Ausbringen des Dunges und einer schwachen Strohstreu. Dem neuen Ansiedler auf der Prairie fehlt es natürlich an Laubstreu, doch der hat gewöhnlich in dem ersten Jahrzehnt noch so viel Heu von der umliegenden Prairie, daß Stroh für ihn nur noch Wert als Streu hat. Gewöhnlich wird dies nicht alles verbraucht, da meistens der Viehstand anfänglich gering ist. Andernfalls geben niedrige Stellen in der Prairie genügend grobes Gras, das sich gut als Streu verwenden läßt. Mit der dichteren Besiedlung der Gegend und der damit Hand in Hand gehenden Abnahme in der Ernte des Prairieheus wächst die im ersten Jahre gemachte Baumpflanzung auch schon so weit heran, um später dem Stroh die Verwendung als Futter zu erlauben und in der Laubstreu einen Ersatz zu bieten. Daß der neue Ansiedler wie in früheren Zeiten überhaupt nicht an Streu und Dung auf seinem Lande denkt, trifft man wohl heute nicht mehr vor; solch' reicher Boden, wie ihn einst die Prairien der Mittelstaaten lieferten, steht heute dem neuen Ansiedler in den westlicheren Gegenden nicht mehr zur Auswahl offen. Er kann von Anfang an allen Dung gebrauchen, den seine Tiere liefern; und von freiem Umherlaufen des Viehes im Winter wird er auch wohl nicht viel halten. Das mochte entschuldigt werden auf den großen Ranches, wo Tausende von Tieren gehalten wurden; wenn unter diesen Herden der Blizzard aufräumte und stellenweise auch wohl jetzt noch mitunter die Hälfte zu Grunde richtet, so können die Ranchebesitzer solche Verluste weit besser aushalten als der kleine Farmer, der meistens sein ganzes Geld bis zum letzten Cent in den paar Tieren stecken hat, die er mühselig durch den Winter zu bringen sucht. Hier heißt es Winterstall mit Winterfütterung, und damit erhalten auch Stroh und Streumaterial eine ganz andere Bedeutung als sie vor Jahrzehnten in jenen Gegenden hatten. — Ein anderes Ersatzmittel für Streustroh sind Sägespähne; sie eignen sich am besten zur Einstreu in Kuhställen; doch sollten sie, wenn irgendwie erreichbar, von Hartholz und nicht von Tannen sein. Sie saugen alle Flüssigkeit sehr schnell auf, und wenn in dem soeben gereinigten Stalle ein wenig Sägemehl dünn ausgestreut wird, so reinigt das die Luft ganz vorzüglich. Besser ist jedoch in allen Fällen, auch dort, wo reichlich Streustroh zur Verfügung steht, wenn nach dem Reinigen des Stalles der Fußboden mit Gips bestreut und darauf das Streumaterial eingelegt wird. Werden zu viel Sägespähne eingestreut, so verliert dadurch der Dung sehr an Wert; dieselben liegen dann 2—3 Jahre im Ackerlande, bis sie völlig zersetzt sind; Sägespähne von Tannenholz verfaulen infolge ihres Harzgehaltes noch langsamer und sind deshalb im Dung und im Acker wenig wünschenswert. Besser als Sägespähne ist Erde und vor allem torfartige Erde; dieselbe hat nach längerem Liegen schon einen bedeutenden Düngerwert in sich und ist im Stalle sehr gut zu verwenden, da sie alle Flüssigkeiten schnell aufsaugt und so die Stallluft frei von Gerüchen hält. — Wo Stroh als Streumaterial verwendet wird, kann man den Wert desselben und damit den des Dunges dadurch um mehr als das Doppelte erhöhen, wenn es zu langem Häcksel verschnitten und so eingestreut wird. Die Arbeit, das Streustroh so klein zu schneiden, bezahlt sich; es saugt die Flüssigkeiten besser auf und vermischt sich mehr mit dem Dunge; vor allem aber wird alle Arbeit mit solchem Dünger sehr erleichtert; beim Reinigen der Ställe und beim Ausstreuen auf dem Felde läßt sich der Dünger mit kurz geschnittenem Stroh mit Leichtigkeit behandeln und beim Pflügen und Eggen setzt er sich nie wie bei langem Stroh vor und in den Ackergeräten fest. Wie oben gesagt, hat alles Stroh, Roggenstroh ausgenommen, einen nicht geringen Futterwert, und der Farmer sollte erst zweimal nachrechnen, ob er sich nicht besser steht, wenn er sein Stroh als Futter verwertet, also dem entsprechend so viel mehr Vieh hält und dann mit Erde streut, falls anderes Material nicht zur Hand ist, oder wenn er das Stroh verkauft. Pferde können ganz wohl ohne Heu durchkommen, wenn das Stroh zu Häcksel geschnitten und etwas angefeuchtet wird; erhalten sie nebenbei ihr gewöhnliches Körnerfutter, so bleiben sie in gutem Fleischzustande und von Kolik und sonstigen Verdauungsbeschwerden werden solche Pferde verschont.

# Hausarzt.

### Ueber die Schädlichkeit des Küssens für Kinder.

Sicherlich wird so mancher den Kopf schütteln zu der Ueberschrift dieses Artikels, und dennoch: ich kann nicht umhin, es für schädlich zu halten, wenn Kinder von Erwachsenen geküßt werden. Unbestritten reizt nichts mehr zum Küssen, als so ein süßes, kleines Kindermündchen, welches uns lieblich entgegenlächelt. Aber trotzdem seien die Kinderfreunde dennoch ernst und dringend davor gewarnt, die Kleinen auf den Mund zu küssen, sobald sie selbst den leisesten Beginn einer Erkältung bei sich wahrnehmen.

Nur zu häufig wird des Kindes ärgste und böseste Feindin, die Diphtheritis, durch einen Kuß übertragen, und wie viele rosige Kinderlippen sind infolge von Uebertragung des Ansteckungskeimes durch einen einzigen, unvorsichtigen Kuß auf immer bleich und stumm geworden!

Kein erwachsener Mensch wird wohl jemals die Unvorsichtigkeit begehen, wenn er sich ernstlich krank fühlt, sein eigenes oder auch ein fremdes Kind zu küssen. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß bei den Erwachsenen diese Krankheit, welche bei den Kleinen meist ernstlich auftritt, sich oft in ausnehmend leichter Form zeigt, so daß die davon befallenen Personen es selbst nicht wissen, daß sie einen Diphtheritisanfall haben. Sie bekommen nur einen geschwollenen Hals und sprechen heiser, halten dies aber für eine vorübergehende Erkältung, zumal sie sich nicht zu Bett zu legen brauchen.

Wenn nun jemand, der, ohne es selbst zu wissen, einen so leichten Diphtheritisanfall hat, ein Kind auf den Mund küßt, dann kann durch diesen Kuß die Krankheit übertragen werden. Der Kranke atmet den Ansteckungsstoff aus, das Kind atmet ihn ein und kann schon nach kurzer Zeit von der Diphtheritis befallen werden. Wie gefährlich diese Krankheit bei Kindern auftritt, wie leicht sie sich weiter verbreitet und wie viele Eltern durch diese schreckliche Krankheit ihre Lieblinge verlieren, ist ja wohl allgemein bekannt und bedarf keiner längeren und breiteren Erwägung.

Man lasse es sich ein für allemal gesagt sein, sowie man die leiseste Spur einer Erkältung in sich fühlt, küsse man die Kleinen nicht. Ueberhaupt, könnte man nicht, um sich später vor Gewissensbissen zu schützen, auf Stirn und Backen küssen?

(Fortsetzung von Seite 5.)

Alles Reden fruchtet da nichts und muß man eben warten, bis diese sonderbaren Schwärmer sich selbst wiederfinden. Daß die Tiere, falls wir aufhörten sie zu töten, in ganz kurzer Zeit so überhandnehmen würden, daß für uns selbst mehr kein Platz und keine Nahrung übrig wäre, solche und ähnliche Argumente prallen einfach an dem klaren Bibelwort „Du sollst nicht töten" bei ihnen ab. Natürlich essen sie deshalb alle auch kein Fleisch und sind also Vegetarianer. Nun, solange sie Butter, Milch und Eier nicht verschmähen, ist das ja nicht so schlimm, ja in manchen medizinischen Kreisen sogar die einzig richtige Lebensweise. Gut bekommen ist ihnen dieselbe auch, wie ihr Gesundheitszustand beweist. Nun aber haben da neuerdings ein paar Agitatoren den Aermsten den Vorwurf gemacht, daß sie noch lange nicht strikt und konsequent genug wären und alles, was vom Tiere stammt, mußte demzufolge jetzt verworfen werden. Sie verbrannten denn auch ihre Pelze, wollenen Unterkleider, Strümpfe, Schuhe, Pferdegeschirre 2c. 2c. und trieben ihr Vieh in die Berge und spielen nun selbst Pferd, indem sie sich an die Wagen spannen. Milch, Butter und Eier sind jetzt auch verbotene Genüsse und dies alles vor dem nahenden Winter, wo der Körper von innen gut einheizen und von außen sich mit den dichtesten, schlechten Wärmeleitern schützen muß. Doch zum Glück sind es ja nur einzelne Fanatiker, welche sich zu diesen Tollheiten verleiten ließen. Und die, die nicht hören wollen, werden eben fühlen müssen und was das milde, gütige Wort nicht bewirkte, das wird der rauhe Winter schon fertig bringen.

Von Gemüsen allein kann kein Mensch leben und dabei Arbeit verrichten. Will man die zum gedeihlichen Leben erforderliche Masse von Eiweiß und Fett aus den genossenen Gemüsen beziehen, so muß man den Körper eben, sozusagen, zu einer „Verdauungsmaschine" stempeln, da unglaubliche Mengen von solchen blähenden und auffüllenden Gemüsen genossen werden müssen. Brot, Leinsamenöl und Sirup sind aber als Ersatzmittel auf die Dauer unmöglich, der Magen revoltiert zu schnell und zu sehr gegen solche Diät. Und bei solch einer erbärmlich mangelhaften Einheizung von innen können leinene Kittel und Schuhe aus Bindertwine sicher die spärlich gebildete Wärme nicht zusammenhalten, und müßten unsere Opfer denn beständig am glühenden Ofen hocken und so nicht leben, sondern lediglich vegetieren.

Abgesehen von allem diesen nun haben alles in allem unsere Freunde in der kurzen Zeit, welche sie hier sind, bereits wunderbare Fortschritte gemacht und sind sie heute schon mit den Duchoborzen, wie sie sich uns vor nun 3 Jahren hier in Winnipeg präsentierten, kaum mehr zu vergleichen. Unsere Regierung hat sich nicht zu beklagen, da die Duchoborzen nicht, wie oft irrtümlich angenommen auf Staatskosten hierher kamen, sondern die Regierung nichts kosteten. Die „Society of Friends" in England brachte sie herüber und die Quäkers in Philadelphia kauften ihnen alles, was sie zum Anfange nötig hatten. Alles — auch die kleinen Regierungsvorschüsse — haben sie längst wieder abbezahlt. Daß sie besseres Land bekommen haben als irgend ein anderer Ansiedler, ist auch nicht wahr, denn von demselben Land stehen noch ungezählte Strekken jedem Ansiedler offen. Möchten diese Ansiedler sich dann als Nachbarn der Duchoborzen in vielem ein Beispiel an ihnen nehmen! Schaden könnte dies wahrlich nichts! Wir aber sprechen zum Schlusse noch einmal die Hoffnung aus, daß die Politiker in Zukunft diese Menschen in Ruhe lassen. Sie werden sich schon selbst wiederfinden, denn, wo es sich um solch gesunden Kern handelt, da kommen diese kleinen Fehler, mit denen diese Leute sich in letzter Linie ja nur selbst allein schaden, nicht in Betracht.

Die neue Generation der Duchoborzen wird diese Fehler der Alten gewiß schnell ablegen, möchten sie aber auch deren Tugenden erben, bewahren und wieder vererben! Dann kann der Segen ihrer Einwanderung in dieses Land nicht ausbleiben.

(Der Nordwesten.)

## Konferenzen.

**Niedrige Fahrpreise zur Allgemeinen Konferenz.** Mennonite E. & B. Board, Elkhard, Ind. Zu Eurer General Konferenz, welche vom 12. bis zum 16. November 1902, zu Elida, Ohio, abgehalten werden soll, ist eine Rate von einer Fahrt und ein Drittel für die Rundreise authorisiert worden, über die P. F. W. und C. Eisenbahn, von Pittsburg nach Chicago, einschließend. Tickets werden verkauft am 11. und 12. November, welche zur Rückreise bis zum 17. Nov. giltig sind.

Wir werden unsere Agenten auf den Stationen an der P. F. W. & C. benachrichtigen, so daß diejenigen, welche die Konferenz zu Elida besuchen wollen, nur unserm Agenten schreiben brauchen, daß sie zur Konferenz fahren und ein Rundreiseticket nach Elida wünschen.

Hochachtungsvoll,

F. Van Dusen,
Chief Asst. G. P. A.

**Versammlung der Evangelizing Board.** Durch die Freundlichkeit der Gemeinde nahe Elida, Allen Co., Ohio, wird die **zweijährliche** Versammlung der Evangelizing Board im V. H. der obigen Gemeinde am 12. November abgehalten werden. Und da dieses gerade am Tage vor der Eröffnung der General Konferenz an selbigem Orte ist, so hoffen wir auf eine große Anzahl von Besuchern. Eingeladen sind alle, die sich für die Ausbreitung des Evangeliums interessieren.

A. B. Kolb,
Präs. M. E. & B. B.

Das Komitee, welches auf der letzten Allgemeinen Konferenz, abgehalten zu Sterling, Ill., ernannt wurde, um den Ort der nächsten Sitzung zu bestimmen, hat nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, die nächste Allgemeine Konferenz, so der Herr will, in der Gemeinde nahe Elida, Ohio, und zwar am 13. und 14. Nov. 1902 abzuhalten. Daß die Glaubensgenossen der verschiedenen Distriktkonferenzen von der Liebe Gottes angefüllt und vom Heiligen Geist geleitet werden mögen, damit das ganze Werk dieser Konferenz zur Ehre und zum Preise unsers himmlischen Vaters und zum Bau seines Reiches gereiche, ist das Gebet Eurer geringen

Noah Stauffer, Straßburg, Ont.
D. G. Lapp, Roseland, Nebr.
C. Z. Yoder, Weilersville, Ohio.

---

**Die Absichten über die** zoologische Stellung der Vierhänder sind bei den verschiedenen Nationen sehr verschieden. Die „Jagdztg." bringt folgendes ergötzliche Geschichtchen: Ein aus Deutsch-Ostafrika zurückgekehrter Herr hatte einen kleinen Affen (etwa ein Pfund Gewicht) mitgebracht. Auf der Fahrt von Tanga bis Genua war der Affe „frachtfrei". Von Genua bis zur schweizerischen Grenze mußte die Fracht für einen „Vogel" mit 1.50 Lire bezahlt werden. Die schweizerische Gotthardbahn war erfinderischer und stellte ihn unter die Hundetaxe mit 8.40 Francs. Die schweizerische Ostbahn übernahm ihn zu 20 Kilogramm „Reisegepäck" mit 80 Centimes. Die badischen und württembergischen Bahnen (bis Stuttgart) ließen ihn zum Handgepäck gehörig frei gehen. Von Stuttgart bis zum Ziel der Reise war der Affe wieder ein „Hund" geworden und mußte 1.60 M. bezahlen.

## Zeitereignisse.

### Vom Hartkohlengebiet.

**Wilkesbarre, Pa., 22. Okt.** — Tausende von Arbeitern sind jetzt damit beschäftigt, die nötigen Reparaturen in den Gruben vorzunehmen, damit die Kohlenförderung morgen ihren Anfang nehmen kann. Viele Leute, besonders Maschinisten und Heizer, welche ihre früheren Plätze verlangten, wurden zurückgewiesen, weil die betreffenden Superintendenten sich weigerten, diejenigen zu entlassen, welche während des Streikes arbeiteten. Es ist indes eine Thatsache, daß unter den Nicht-Unionleuten sich viele befinden, die der Arbeit nicht gewachsen sind und die Streiker glauben, daß solche nach und nach entlassen werden.

Obwohl der Streik vorbei ist, kann der Pfad der Nicht-Unionleute keineswegs als ein rosiger bezeichnet werden. Die Unionleute hassen sie naturgemäß und wenn sie erst mit ihnen zusammenarbeiten, werden sie ihnen das Leben so sauer machen, daß sie bald freiwillig ihrer Wege gehen.

Präsident Mitchell ist schon eifrig damit beschäftigt, Material für das Schiedsgericht zu sammeln.

**Wilkesbarre, Pa., 22. Okt.** — Sämtliche Kohlen-Gesellschaften im Hartkohlen-Gebiet machen rasche Fortschritte in der Instandsetzung ihrer Gruben für die bevorstehende Aufnahme der Arbeit. Der Betrieb wird offiziell morgen früh um 7 Uhr aufgenommen, aber es wird diese Woche kein besonders großes Quantum Kohle gefördert werden. Es wird nächste Woche werden, bis nur 25 Prozent des üblichen Quantums gefördert werden kann. Eine beträchtliche Zahl Gruben wird erst in zwei bis drei Wochen betriebsfähig sein, bei anderen wird es sogar Monate dauern. Hauptsächlich muß die Zimmerung in den Gruben erneuert oder ausgebessert werden, um Unfälle durch Einstürzen der Decken zu vermeiden. Auch die Maschinerie muß gründlich geprüft werden, denn ein beinahe sechsmonatlicher Stillstand hat stark zum Verrosten beigetragen. Aber trotz dieser vielen Hindernisse sind die Gruben-Beamten überzeugt, daß genügend Kohlen auf den Markt kommen bis das kalte Wetter einsetzt.

Die Prophezeiung Mitchells und anderer Streikführer, daß die Nichtgewerkschaftler, welche während des Streikes angeworben wurden, in den meisten Fällen freiwillig das Feld räumen werden, scheint sich erfüllen zu wollen. Bereits haben in dieser Gegend hunderte dieser Leute die Arbeit niedergelegt, haben sich ihren Lohn auszahlen lassen und

sind nach ihren früheren Wohnorten zurückgekehrt. Man erwartet, daß sich in den nächsten Tagen noch mehr solcher Leute aus den hiesigen Regionen verziehen werden, da es ihnen anscheinend ungemütlich wird.

Auch heute wurde an vielen Orten in den Kohlen-Regionen der Streikschluß festlich gefeiert. Präsident Mitchell ist eifrig mit den Vorarbeiten für die Konferenz des Schiedsgerichtes beschäftigt. Er wird selbst als Vertreter der Kohlengräber vor der Kommission erscheinen, und außerdem etliche fähige Assistenten bei sich haben.

Wider Erwarten haben die Truppen in hiesiger Gegend noch keinen Befehl zum Abzug erhalten und dürften auch keinen solchen erhalten bis der Betrieb wieder allgemein aufgenommen ist.

Pottsville, Pa., 22. Okt. — Die Streiker in dieser Gegend sind bereit, zur Arbeit zurückzukehren, doch sind verschiedene Gruben in einem reparaturbedürftigen Zustand und können erst nach Wochen, vielleicht Monaten, die gewöhnliche Zahl der Arbeiter beschäftigen.

Pittsville, Pa., 22. Okt. — Die Wohnung der Nichtunionleute Harry Schrodding und Charles Schiery in Port Carlon wurde durch Dynamit demoliert. Die That wird den Streikern oder ihren Freunden zugeschrieben.

---

**Die olympischen Spiele.**

New York, 22. Okt. — Die Herren Henry J. Furber Jr., Lawrence W. Noyes, Benjamin Rosenthal und Richter Barton Payne, welche im Interesse der im Jahre 1904 in Chicago abzuhaltenden internationalen olympischen Spiele Europa besuchten, sind von ihrer Reise zurückgekehrt. Sie haben es durchgesetzt, daß bei den athletischen Spielen, die alle Leibesübungen umfassen, die amerikanischen Regeln als Richtschnur dienen. Schiffsnachrichten.

---



**Die Kohlengräber kehrten am Donnerstag zur Arbeit zurück.**

Wilkesbarre, 21. Oktober. — Die Konvention wurde kurz nach 10 Uhr wieder eröffnet, doch dauerte es bis 10 Uhr 40 Minuten, ehe das Resolutions-Komitee seinen Bericht erstattete.

Da nach der Eröffnung der Konvention das Resolutions-Komitee mit seiner Arbeit noch nicht fertig war, wurde die Debatte über den Antrag, den Streik als beendet zu erklären und alle vorliegenden Fragen dem Schiedsgericht zur Beantwortung zu überlassen, wieder aufgenommen. Ein Delegat von Hazleton wollte wissen, wie die Grubenbesitzer sich individuell zu dem schiedsrichterlichen Plan verhalten. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Thatsache hin, daß der von den Kohlen fördernden Eisenbahn-Präsidenten unterzeichnete Vorschlag nicht auch von John Markle unterzeichnet war.

Präsident Mitchell erwiderte darauf, daß, soviel er wisse, der erwähnte Grubenbesitzer kein Gegner des Schiedsgerichts sei.

Ein Delegat von Wilkesbarre erklärte sodann, daß der Superintendent der Kingston Coal Co. allen Leuten Arbeit in Aussicht stellte, welche sich darum bemühen würden. Diese Bemerkung erregte großen Beifall.

Es folgte hierauf eine leidenschaftliche Ansprache eines Delegaten vom Wyoming Valley Distrikt. Es sei nutzlos darüber zu sprechen, daß alle Arbeit erhalten würden, meinte er. Noch nie sei ein Sieg errungen worden, der nicht einige Opfer forderte. Er hoffe, daß die Konvention noch vor Mittag eine Abstimmung vornehmen und den Streik beendigen werde. Niemand schien Lust zu haben, die Debatte weiter zu führen, da aber das Resolutionskomitee noch nicht fertig war, wurde der einzige anwesende farbige Delegat aufgefordert, ein Lied zu singen, welchem Wunsche er auch nachkam.

Endlich konnte das Komitee seinen Bericht vorlegen, welcher wie folgt lautet:

„Das Komitee für Resolutionen beantragt die Annahme der folgenden Mitteilung an den Präsidenten Theodore Roosevelt:

„Werter Herr!

Nachdem die Vertreter der Angestellten in den verschiedenen Hartkohlen-Distrikten Ihre Depesche vom 15. Okt. 1902, in welcher Sie die Namen der von Ihnen ernannten Schiedsrichter angeben, in Beratung genommen, haben sie sich entschlossen, den Vorschlag anzunehmen und alle vorliegenden Fragen der erwähnten Kommission zur Beantwortung zu überlassen.

Im Einklang mit diesem Beschluß werden wir uns am Donnerstagmorgen auf den Plätzen, wo wir früher beschäftigt waren, zur Arbeit melden. Wir haben John Mitchell, den Präsidenten der United Mine Workers of America, beauftragt, uns mit etwaigen, von ihm auszuwählenden Gehilfen von der Kommission zu vertreten.

John Mitchell, Vorsitzender der Konvention.
W. Wilson, Sekretär."

Der Vorlesung der Resolution folgte eine kurze Debatte. Reden wurden gehalten in slavonischer, polnischer und litthauischer Sprache, worauf die Resolution unter großem Beifall angenommen wurde.

Präsident Mitchell teilte den Delegaten mit, daß er eine Depesche vom Präsidenten Roosevelt erhalten habe, wonach derselbe eine Versammlung des Schiedsgerichts anberaumen wolle, sobald der Streik als beendet erklärt sei. Er fügte hinzu, daß die Arbeit der Kommission innerhalb eines Monats vollendet sein werde.

Die Annahme der Resolution war eine einstimmige.

Wilkesbarre, 21. Oktober. — Nachdem die Resolution angenommen worden und die Ruhe wieder hergestellt war, wurden die üblichen Dankesbeschlüsse angenommen. Die Delegaten werden, einer anderen Resolution zufolge, die Gesetzgebung ersuchen, eine Verfügung zu erlassen, wonach Personen unter 21 Jahren, die in den Minen oder in deren Umgebung beschäftigt sind, nicht länger wie acht Stunden täglich arbeiten dürfen. Solchen Leuten, welche bei den Reparaturen in den Gruben behilflich sein können, wurde gestattet, sich sofort zur Arbeit zu melden. Dies betrifft besonders die Maschinisten, Heizer und Pumpenleute. Es wurde den Anwesenden anheimgegeben, dem Präsidenten Mitchell alle Mitteilungen, welche demselben bei den bevorstehenden Verhandlungen von Nutzen sein können, durch die Post zuzusenden.

Ehe die Versammlung sich vertagte, machte der Delegat den Vorschlag, das Lied: "My Country 'tis of thee" zu singen, um zu zeigen, daß die Grubenarbeiter gesetzliebende Bürger seien. Dies geschah und die Konvention vertagte sich, indem sie John Mitchel hochleben ließ.

---

**Der „tolle Mullah".**

Molla oder Mollah oder Mullah ist ein arabisches Wort und dient als Titel für mohammedanische Priester, Gelehrte und Gesetzeskundige. Diesen an sich friedlichen Titel führt der kriegerische Anführer der aufständischen Araber im Somali-Land, jener nordostafrikanischen Landschaft, die im Norden vom Golf von Aden, im Osten vom Indischen Ozean begrenzt wird. Einen großen Teil dieses noch wenig bekannten Landes beansprucht England, einen kleinen Teil Italien.

Vor Monaten erschien in dem von den Engländern beanspruchten Teile des Somali-Landes in der Oase Oga den mit einer arabischen Streitmacht der Mann, welchen die Engländer den tollen Mullah nennen und verwehrte zuächst den englischen Handels-Karawanen den Durchzug. Er ist offenbar keineswegs toll oder verrückt, sondern weiß genau, was er will und gehört unter die hervorragendsten Mitglieder jener arabisch-mohammedanischen Sekte der Snussi oder Senusi, welche die Europäer, wo immer möglich, aus mohammedanischen Ländern vertreiben und die Alleinherrschaft des Islam wiederherstellen will. Ihr Einfluß erstreckt sich bereits bis zum Senegal, bis in die Euphratländer und in das Somaliland.

England kann bei allem Ungemach, das ihm der kriegerische Beauftragte der Senusi, fälschlich der tolle Mullah genannt, jetzt bereitet, von Glück sagen, daß diese Wirren im Somali-Land sich erst seit dem völligen Schluß des Burenkrieges so ernsthaft gestalten.

Doch gerade die ernste Gestaltung dieser Wirren ist auch eine Folge des Burenkrieges. Denn der letztere nahm den englischen Truppenvorrat dermaßen in Anspruch, daß keine englischen Truppen nach dem Somali-Land geschickt werden konnten und der englische Befehlshaber Swayne daselbst nur ungeübte und unverläßliche Soldaten aus einem dortigen Negerstamm zur Verfügung hatte, die im Kampfe davonliefen. Daher Swayns Niederlagen und Rückzüge, wogegen dem Mullah viele Angehörige der dortigen Araberstämme zuströmen.

In seiner Not im Somali-Land greift jetzt England, wie im letzten Kriege in China, zu seinen indischen Truppen. Die sollen es dort heraushauen. Ob sie es thun können, ist eine ander Frage.

---

### Roosevelts Kommission.

Washington, 27. Oktober. — Mit wenigen Ausnahmen sind die Vertreter der Grubenbesitzer, welche ein Interesse an den Verhandlungen des Schiedsgerichts haben, nach Washington gekommen, um den heute nachmittag stattfindenden Verhandlungen der Kommission, in welcher die nötigen Vorarbeiten zu erledigen sind, beizuwohnen. Man hofft, diese notwendige Arbeit in einer einzigen Sitzung erledigen zu können. Die nächsten Sitzungen der Kommission werden wahrscheinlich im Hartkohlengebiet abgehalten werden. Präsident Mitchell, welcher in Begleitung des Distrikts-Präsidenten Fahey nach Washington kam, wird für eine allgemeine und ausgedehnte Untersuchung der schwebenden Fragen eintreten.

Chas. P. O'Neil, einer der beiden vom Präsidenten ernannten Hilfs-Recorder, war im Weißen Hause. Der Präsident hatte eine kurze Unterredung mit ihm, in welcher er ihm die große Wichtigkeit der bevorstehenden Untersuchung ans Herz legte.

---

### Zweite Sitzung.

Washington, 27. Oktober. — Die Streik-Kommission versammelte sich um 2 Uhr. Sämtliche Mitglieder waren anwesend. Als Vertreter der Grubenarbeiter waren Präsident Mitchell und Distrikts-Präsident Fahey zugegen. Die Grubenbesitzer waren durch den Präsidenten Baer von der Philadelphia & Reading; E. B. Thomas von der Pennsylvania & Hillsdale Coal Co.; Alfred Walles von der Lehigh Valley; W. H. Truesdale von der Delaware, Lackawanna & Western; David Wilcox von der Delaware & Hudson; John B. Kerr von der Scranton Coal Co. und die Anwälten Torrey von der Delaware & Hudson und Gowan von der Lehigh Valley Co. vertreten.

Vor der Eröffnung der Sitzung wurden die Mitglieder der Kommission und die Vertreter beider Parteien photographiert, worauf Richter Gray die Instruktionen des Präsidenten verlas und hinzufügte, daß dem üblichen Gebrauch englisch sprechender Leute zufolge den Vertretern der Grubenarbeiter, welche als die Ankläger angesehen werden müßten, zuerst das Wort erteilt werden solle. Hierauf erhielt Präsident Mitchell das Wort. Er verlas die von den Grubenarbeitern aufgestellten und von den Besitzern verworfenen Forderungen.

Präsident Baer erhob Verwahrung dagegen, daß Mitchell als Vertreter der „United Mine Workers" spreche, fügte aber hinzu, daß er nichts dagegen habe, wenn Herr Mitchell die Grubenarbeiter im allgemeinen vertrete. Mitchell erhob dagegen keinen Einwand.

Baer und Thomas machten dann den Vorschlag, die Sitzung sofort nach dem Hartkohlengebiet zu verlegen, um die dortigen Zustände in Augenschein zu nehmen.

Kommenden Montag wird Herr Mitchell eine detaillierte Niederschrift der einzelnen Beschwerdepunkte der Bergleute einreichen. Drei Tage später werden dann die Bergwerksbesitzer ihre Antwort schriftlich abgeben. Es war der Vorschlag gemacht worden, daß jede der beiden Seiten einen Sachverständigen zur Prüfung der Bücher der Kohlengruben-Gesellschaften ernennen sollte, doch widersprachen der Präsident Baer und andere diesem Plane, wobei sie sich aber erboten, jede zweckfördernde Auskunft bereitwilligst zu erteilen. Hierüber entspann sich eine lange Debatte. Auch hatte sich der Präsident Baer schon vorher damit einverstanden erklärt, daß er und seine Kollegen mit den Bergleuten im Grubenfelde selbst zusammenkommen sollten, um die Sachlage an Ort und Stelle zu besprechen. Einige der Kohlengruben-Gesellschaften sind nicht ordnungsmäßig repräsentiert, doch wird diesem Mangel abgeholfen werden. Herr Baer beharrte auf seinem Standpunkte, daß die Lage jeder einzelnen Grubengesellschaft abgesondert und für sich geprüft werden müsse, auch erwärmte er sich in der Löhnungsfrage für abgestufte Skalen. Herr Thomas von der „Hillside Iron und Coal Co." und der „Pennsylvania Coal Co." bemerkte, seiner Auffassung nach sei die Kommission nicht ein „Schiedsgericht", vielmehr habe sie es ausdrücklich nur mit der „Untersuchung der Sachlage" zu thun. Dem aber gegenüber betonte der Richter Gray, daß nach den Instruktionen, die der Bundespräsident erteilt habe, die Kommission den Charakter eines „Schiedsgerichts" an sich trage. Herr Thomas empfahl auch, die verschiedenen Kohlengruben auf ihre physikalische Beschaffenheit hin genau zu prüfen, da vermehrte oder verminderte Schwierigkeiten in der Brennstoff-Förderung auf die Lohnhöhe von großem Einflusse sein müssen.

Herr Mitchell meinte, es würde die Kommissionsarbeiten wesentlich vereinfachen, wenn schon jetzt in den alle Kompagnien gemeinschaftlich interessierenden Fragen, z. B. wegen der Stundendauer der Tagarbeit, allgemeine Gesichtspunkte niedergelegt würden. Herr Truesdale schlug vor, daß die durch ihn vertretene Gesellschaft als diejenige ausersehen werden möchte, bei welcher zuerst ein Versuch zur Schlichtung sämtlicher Streitfragen, und zwar durch direkte Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, gemacht werden solle. Was sich auf diese Weise nicht zum Austrag bringen lasse, könne ja immer noch dem Kommissions-Forum unterbreitet werden. Herr Mitchell erklärte, sich an Herrn Baer wendend: „Wenn es uns gelingt, über die Lohnraten der verschiedenen Bergleute-Klassen und über das Mindestmaß ihrer monatlichen und jährlichen Einkünfte im Prinzip einig zu werden, so würde hierdurch für weitere Verhandlungen eine gute Grundlage geschaffen sein. Auch war der Arbeiterführer dafür, daß man es, um Zeit zu sparen, möglichst vermeiden müsse, in die Kommissions-Verhandlungen neue Streitpunkte hineinzutragen; vielmehr sei es zweckdienlich, Kontroversen, die sich durch gegenseitiges Entgegenkommen aus der Welt schaffen lassen, auf solche Weise bald auszuscheiden. Da Herr Baer nicht abgeneigt ist, die Lohnlisten einsehen zu lassen, wünschte Mitchell, daß die Richtigkeit derselben im voraus beglaubigt werden möchte. Dem gegenüber bemerkte Herr Baer, daß dies überflüssig sei, da jeder Bergmann es selbst zu beurteilen imstande sei, ob die Lohnlisten echt oder gefälscht wären. Auch zeigten die Lohnlisten genau die Löhne der einzelnen Arbeiterklassen. Dem abändernden Vorschlage des Richters Gray, anstatt zweien, nur einen Sachverständigen zur Bücher-Revision zu ernennen, der beide Seiten der Lohn-Streitfrage prüfen und darüber Bericht erstatten solle, stimmten sowohl Herr Baer, wie Herr Mitchell (letzterer nach kurzem Zögern) bei. Der Richter Gray verkündete nunmehr, daß die Kommission vor der Hand und bis auf Weiteres ohne die Ernennung dieses Sachverständigen auszukommen sich bemühen werde, doch sollten die Lohnlisten für alle Fälle für eine etwaige Prüfung bereit gelegt werden.

Nunmehr wurde der Frage näher getreten, wie die physische Beschaffenheit der einzelnen Kohlenbergwerke am schnellsten und dem Zwecke am besten entsprechend zu prüfen sei. Herr Watkins (Kommissionsmitglied) schlug hierfür einen Zeitraum von acht bis zehn Tagen vor. Herr Thomas meinte, die Prüfung würde sich kaum in weniger als 30 Tagen vollziehen lassen, welcher Ansicht sich auch Herr Mitchell anschloß. Letzterer empfahl, auch die Wohnungsverhältnisse der Grubenarbeiter einer eingehenden Inspektion zu unterziehen. Der Kommissionspräsident, Richter Gray, machte nunmehr bekannt, daß die Kommission am kommenden Donnerstag mit der Inaugenscheinnahme beginnen und den Distrikt No. 1 (Stadt Scranton und Umgegend) besuchen werde. Ob alle Bergwerke inspiziert werden sollen, ist noch fraglich; vielleicht begnügt man sich mit einer Art „Stichprobe."

Der öffentlichen Sitzung der Schiedsgerichtskommission folgten noch eine Anzahl Privatbesprechungen, die aber nichts von Belang zu Tage förderten.

---

### Zu Gunsten Deutschlands.

New York, 22. Okt. — Wie aus Washington berichtet wird, hat König Oscar von Schweden und Norwegen die ihm unterbreiteten Fragen, die Verwickelungen auf Samoa betreffend, zu Gunsten Deutschlands entschieden. Diese Thatsache wurde bekannt, als der schwedische Gesandte Grip nach einem längeren Urlaub zurückkehrte. Es handelte sich hauptsächlich um die Frage, ob die gemeinsame Landung amerikanischer und britischer Truppen in Apia, welche im Jahre 1899 bewerkstelligt wurde, nach den internationalen Gesetzen gestattet war, oder nicht. Der Wortlaut der Entscheidung ist nicht bekannt, doch ist es sicher, daß die von Deutschen, Amerikanern und Franzosen geltend gemachten Schadenersatzansprüche anerkannt wurden.

Es war am 1. April 1899, als der amerikanische Contre-Admiral Kautz und Kapitän Sturdy von der britischen Marine eine Landung bewerkstelligten und einen Zug gegen die Anhänger Mataafas unternahmen, welche sich gegen die anerkannte Regierung empört hatten. Bei dieser Gelegenheit wurden mehrere britische und amerikanische Offiziere und Matrosen getötet. Eine internationale Kommission, bestehend aus Bartlett Tripp, für die Ver. Staaten, von Sternberg für Deutschland, und C. N. Elliott, für England, wurde ernannt, um die verschiedenen Schadenersatzansprüche zu untersuchen, als jedoch eine Teilung der Inseln stattfand, wurde eine Einigung getroffen, derzufolge dem Könige Oscar als Schiedsrichter die Fragen zur Erledigung übergeben wurden. Die Schadenersatzansprüche belaufen sich auf rund $300,000. Die Frage, ob England und die Ver. Staaten berechtigt waren, ihre Truppen zu landen, erregte damals zwischen Deutschland und den beiden anderen Ländern große Bitterkeit und gab Veranlassung zu allerlei Kriegsgerüchten.

### Vom Hartkohlengebiet.

**Wilkesbarre**, Pa., 27. Okt. —Es sind jetzt bedeutend mehr Gruben in Thätigkeit, wie zu irgend einer Zeit nach dem 12. Mai, an welchem Tage der Streik begann. Etwas fragwürdig sieht es noch immer im Lehigh-Distrikt aus, wo die früheren Arbeiter von Pardee & Co. und Coxe Bros. ihre Beschäftigung noch nicht wieder aufgenommen haben, weil sie sich den von den Gesellschaften aufgestellten Bedingungen nicht fügen wollen. Im Wyoming- und Lackawanna-Distrikt sind 95 Prozent aller Gruben in Thätigkeit und eine große Masse von Kohlen wird gefördert. In verschiedenen Gruben müssen noch Reparaturen vorgenommen werden, ehe die eigentliche Arbeit aufgenommen werden kann.

**Hazleton**, 27. Okt. — In sieben weiteren Gruben wurde heute gearbeitet. Die Lehigh & Wilkesbarre Co. hat ihre meisten alten Arbeiter wieder zurückgenommen. In Beaver Brook wurden sämtliche früheren Arbeiter wieder angestellt. Die früheren Arbeiter von Coxe Bros. fanden in Beaver Meadow ihre früheren Stellen wieder. Sie mußten einzeln zurückkehren, doch bestand die Gesellschaft nicht auf ihren früheren Bedingungen betreffs Unterzeichnung eines Schriftstücks.

**Pottsville**, Pa., 27. Okt. — Die Reparaturwerkstätten der Philadelphia & Reading Co. begannen ihre Thätigkeit wieder. Von den 1000 früheren Arbeitern wurden 800 wieder angestellt.

**Tamaqua**, Pa., 27. Okt. — In den Gruben von Lentz & Co. wurde die Arbeit noch nicht wieder aufgenommen. Die Grubenbesitzer weigerten sich, 15 von ihren früheren Leuten wieder zurückzunehmen, weil dieselben während des Streiks sich als Rädelsführer hervorthaten. Ihre Kollegen hielten gestern eine Versammlung ab und beschlossen, nur dann zur Arbeit zurückzukehren, wenn die Zurückgewiesenen ebenfalls ihre früheren Plätze wieder erhielten. Dieser neue Streik betrifft 1000 Arbeiter.

**Scranton**, Pa., 27. Okt. — Von den 108 Gruben, welche von den fünf großen Gesellschaften betrieben werden, deren Hauptquartier sich hier befindet, liegen nur noch 13 still. Selbst die Butler-Grube der Erie Co., die überflutet ist, wird, soweit sie noch trocken ist, bearbeitet. Die den „fünf Großen" nicht angehörigen Grubenbesitzer entwickeln nicht weniger Energie, als die Ersterwähnten, und in wenigen Tagen werden sie alle ihre Gruben im Betrieb haben. In der Lackawanna-Region sind etwa 80 Prozent der Grubenleute wieder an der Arbeit. Die Grubengesellschaften hoffen, bis nächsten Mittwoch etwa 70 Prozent der üblichen Ausbeute fördern zu können.

Während des Streiks wurde die National-Wäscherei mit 40 importierten Leuten im Gang gehalten. Seit der Ausstand zu Ende kam, hat von diesen Leuten einer nach dem andern seine Arbeit niedergelegt und jetzt, so versichert der Betriebsleiter der Wäscherei, ist auch nicht einer mehr übrig.

**Shamokin**, Pa., 27. Okt. — Etwa 400 Männer und Knaben meldeten sich während des Tages zur Arbeit in den hiesigen Gruben, aber nur etwa ein Drittel konnte eingestellt werden, da die Stollen der Minen stark verschüttet sind und erst repariert werden müssen, bevor der volle Betrieb aufgenommen werden kann.

Das 10. Regiment erhielt die Nachricht, daß wenn bis Mitte der gegenwärtigen Woche sich keine ernstlichen Ruhestörungen ereignen, das Regiment nach Hause gesandt wird.

### Aus der Bundeshauptstadt.

**Washington**, 27. Okt.—Präsident Roosevelt feierte heute seinen 44. Geburtstag. Er empfing eine große Zahl von Glückwünschen. Unter den Gratulanten befand sich ein aus den Herren Marcus Braun, Julius Wolf und Edward Kohn bestehendes Komitee des Ungarischen Clubs, dessen Ehrenmitglied Präsident Roosevelt seit mehreren Jahren ist.

### Von den Philippinen.

**Manila**, 21. Oktober. — Die Entwertung des Silbers in der letzten Zeit hat die Insular-Regierung annähernd eine Million Dollars in Gold gekostet, da sie einen Barbetrag von ungefähr zehn Millionen vorrätig hat. Je weiter diese Entwertung vorschreitet, desto größer wird der Verlust. Die offizielle Wechselrate ist nun $2.40 Silber für $1 Gold. Der in Aussicht stehende Ueberschuß im Insular-Schatz, den die Regierung zur Vornahme nötiger öffentlicher Arbeiten verwenden wollte, ist verschwunden, und ein kleines Defizit scheint unvermeidlich. Die Unzufriedenheit wegen der Wertschwankung ist allgemein. Viele Geschäftsleute haben in derselben Weise wie die Regierung Verluste erlitten, und die Folge ist, daß hunderte von Firmen ihre Geschäfte auf der Goldbasis führen.

Man glaubt, daß den Philippinen eine Reisnot bevorsteht. Die Reis-Ernte auf den Inseln selbst ist gering ausgefallen, und der Zufluß aus dem Orient scheint klein zu sein. Der Preis steigt infolgedessen schnell. Es ist möglich, daß die Regierung gezwungen sein wird, für die Bevölkerung Nahrung zu schaffen.

### Indien.

**Simla**, 22. Okt. — Die Militärbehörden sind nun der Ansicht, daß eine ganze Truppenbrigade für den Feldzug in Somaliland gebraucht wird. Die betreffenden Regimenter bereiten sich bereits auf den Abreisebefehl vor. Die morgen abfahrenden Truppen werden vier Maximgeschütze mitnehmen.

## Washingtons Abschied.

In Philadelphia sind verschiedene Berichte überliefert von dem letzten öffentlichen Auftreten Washingtons in jener Stadt. Es war bei Gelegenheit der Inauguration von Adams, welche im alten Staatshaus stattfand. Nach der Zeremonie trat der neue Präsident mit Vize-Präsident Jefferson hinaus, um sich dem draußen versammelten Volk zu zeigen. Sie wurden mit Beifall empfangen. — Bald nachher erschien Washington in Zivilkleidung. Sogleich trat große Stille ein. Das Volk wußte, daß Washington schied auf immer. Er ging die Straße hinab, die ganze Menge folgte ihm und ließ Adams und Jefferson unbeachtet. Die Chestnut-Straße entlang bis zur Vierten Straße ging die Menge stumm, wie bei einem Leichenbegängnis. Bei seinem Hotel angelangt, ging Washington die Treppe hinauf und drehte sich dann um. Langsam hob er die Hand, um ihnen zum Abschied zu winken, während Thränen ihm in die Augen traten und unter dem Volke manche schluchzten. Dann trat er ins Haus und stille verlief die Menge.

### Freude im Kohlengebiet.

Shenandoah, Pa., 21. Oktober. — Hier und im ganzen Distrikt herrscht große Freude über die Beendigung des Streiks. Als die Nachricht davon zur Mittagszeit hier anlangte, fingen alle Glocken an zu läuten und die Dampfpfeifen der Fabriken schlossen sich ihnen an. Die Einwohner versammelten sich auf den Straßen und beglückwünschten einander und die Grubenarbeiter trafen Vorbereitungen zur Wiederaufnahme der Arbeit.

### Vom Felde der Arbeit.

Boston, 21. Oktober. — Der nächsten Staatslegislatur wird eine Vorlage behufs Inkorporierung von Arbeiter-Gewerkschaften unterbreitet werden. Diese Bewegung ist eine Folge des Kohlenstreiks.

Fort Wayne, Ind., 21. Oktober. — 65 Kesselschmiede in den Werkstätten der Wabash-Bahn legten zwecks Erzwingung einer Lohnerhöhung die Arbeit nieder.

## Sterbefälle.

Mishler. — Am 16. Sept. 1902, nahe Johnstown, Pa., Charles David, Söhnlein der Geschwister David Mishler, im Alter von 7 Monaten. Die Leichenfeier fand statt unter Leitung der Brüder S. G. Shetler und Jonas Blauch.

Yoder. — Am 10. Sept. 1902, in Wakarusa, Ind., an Magenkrebs, Bruder John H. Yoder im Alter von 74 J. und 4 T. Der Verstorbene ist Vater geworden über 14 Kinder, wovon ihm 11 in die Ewigkeit vorangingen. Auch seine Gattin ging ihm in die Ewigkeit voran. Er war 40 Jahre lang ein Glied der Mennonitengemeinde. Die Leiche wurde am 12. Sept. begraben. Friede seiner Asche!

**Landis. — In ihrem Heim nahe Landis Valley, Frau Catharine Reist, Witwe des verstorbenen Henry L. Landis, Dienstagmorgen um 5 Uhr, im Alter von 70 J. 4 M. und 18 T. Sie war ein treues Glied der Mennonitengemeinde, eine wahre Christin und eine liebevolle Mutter von 15 Kindern. 4 Kinder gingen ihr in die Ewigkeit voran. Das Begräbnis fand am 26. Sept. vom Landis Valley V. H. aus statt. Bischof C. B. Risser, John Lefever und Abram Witmer hielten die Leichenreden. Text: Jes. 66, 13. Ungeachtet des schlechten Wetters hatten sich doch recht viele Trauergäste eingefunden.**

**Yoder. — Am 11. Sept. 1902, nahe Elton, Cambria Co., Pa., sehr plötzlich, Schwester Lydia, Gattin des Joseph Yoder, im Alter von 48 J. 6 M. und 24 T. Schwester Yoder war des Abends in den Stall gegangen, um ihrem Manne beim Melken behilflich zu sein. Plötzlich fiel sie um und in einigen Stunden war sie eine Leiche. Ihre zwei Töchter (die einzigen jetzt am Leben) waren beide von daheim abwesend und ehe sie des Abends heimkamen war die Mutter eine Leiche. Dieses zeigt uns wiederum die Ungewißheit des Lebens und die Gewißheit des Todes. Obzwar wir glauben, daß sie fertig war ihrem Gott zu begegnen, sollte es doch eine laute Warnung an uns alle sein, besonders an die Unbekehrten. Sie wurde am 13. vom M. V. aus begraben. S. G. Shetler hielt die Leichenrede, und zwar über Joh. 19, 27.**

Hershberger. — Nahe Walnut Creek, Holmes Co., Ohio, am 25. Sept. 1902, an Wassersucht, Witwe Catharine Hershberger, Tochter des verstorbenen Pred. A. Mast, im Alter von 56 J. 6 M. 11 T. Begraben am 28. vom Walnut Creek A. M. V. H. aus, zu welcher Gemeinde sie gehörte. Fred Mast und Levi Miller von der Martins Creek Gemeinde hielten die Leichenreden. Die Verstorbene war Mutter von 13 Kindern. Ihr Gatte und zwei Söhne gingen ihr in die Ewigkeit voran. Sie trug ihr Leiden mit großer Geduld und freute sich, hinüber zu gehen ins selige Jenseit.

Nunemaker. — Am 30. Sept. 1902, George R., Sohn der Geschwister J. M. Nunemaker von Roseland, Nebr., zu Eustis, Nebr., am Typhusfieber, im Alter von 23 J. 1 M. und 6 T. Der Verstorbene war sonst ein frisch und gesund aussehender junger Mann und wurde in der Blüte seines Lebens hinweggerafft. Sein Vater und sein Bruder Henry waren während seiner Krankheit bei ihm, und als sie sahen, daß der Tod sich nahte, benachrichtigten sie seine Mutter, sowie auch Miß Lulu Coleman von Hastings, Nebr., welch letztere er sich als seine Braut erkoren hatte. Diese kamen, aber nur um den, der am 1. Aug. noch frisch und gesund seine Heimat verließ, als Leiche wiederzusehen, denn er war gerade 20 Minuten vor ihrer Ankunft gestorben. Was das Leid der so schwerbetroffenen Familie noch schwerer macht, ist, daß der Verstorbene es stets aufgeschoben hatte, sein Heil in Christo zu suchen und Jesum als seinen Heiland und Erlöser anzunehmen. Eine ernste Warnung an junge sowohl als ältere Leute, die noch ohne Hoffnung dahinleben. Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils. Das Begräbnis fand am 4. Okt. vom Roseland Mennonitischen V. H. aus statt. Pred. Yost von der Methodistengemeinde, Bruder D. C. Lapp und der Unterzeichnete hielten die Leichenreden. Text: Pred. 11, 9. 10 und Pred. 12, 1. Es hatten sich viele Trauergäste eingefunden, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Albrecht Schiffler.

## Trauungen.

Shetler—Harshberger. — Am 21. Sept. 1902 im Hause des amtierenden Predigers S. G. Shetler, Bruder Jacob L. Shetler und Schw. Katie C. Harshberger, beide von Somerset Co., Pa.

Baer—Shantz. — Am 17. Sept. 1902 im elterlichen Hause der Braut, durch Bischof Jonas Snyder, Waterloo, Ont., Simon Baer von Mannheim und Luanna Shantz.



# Weihnachts- und Neujahrswünsche



werden von dem Editor dieses Blattes gewünscht, um ausgangs November eine schöne Auswahl davon unserer wünschenden Jugend bringen zu können. Lehrer und Schulfreunde, unterzieht Euch der kleinen Mühe, gute Wünsche einzusenden. Wer eine Dichterader hat, lasse dieselbe zum Wohle der guten alten Sitte einmal spielen und sende uns das Resultat. Wir werden dann das beste auswählen und in der „Rundschau" abdrucken.

Man adressiere:

**Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.**

### Dänisch-Westindien.

St. Thomas, 22. Oktober. — Die Nachricht von der Verwerfung der Ratifikation des Verkaufs-Vertrages betreffs der dänisch-westindischen Inseln wurde hier ruhig aufgenommen, und soweit hat sich noch kein Zeichen öffentlichen Mißvergnügens oder eine Demonstration bemerkbar gemacht. Die Lokal-Presse hat die Nachricht zu spät erhalten, um sie noch in den heutigen Ausgaben ihrer Blätter zu kommentieren. Die Mehrzahl der Bevölkerung, so viel steht sicher, ist jedoch über die Verwerfung des Vertrages enttäuscht.

---

Die Erfahrung hält eine kostspielige Schule; doch Narren lernen in keiner andern.

# Prämienliste.

**Prämie No. 1.** — Für $1.00 (Rbl. 3.00) bar „Rundschau" und „Christliches Bilderbuch."

**Prämie No. 2.** — Für $1.10 (Rbl. 3.20) „Rundschau" und ein Testament mit Psalmen. Wir waren nicht imstande, das kleine Testament, welches wir solange als Frei-Prämie gaben, zu bekommen; wir bieten unseren Kunden deshalb dieses bedeutend bessere Testament für die geringe Zuzahlung von 10 Cents als Prämie an.

**Prämie No. 3.** — Für $1.25 (Rbl. 3.50) „Rundschau" und einen „Weltatlas" mit Karten von Cuba, Porto Rico und den Philippinen.

**Prämie No. 4.** — Für $1.50 (Rbl. 4.00) „Rundschau" und das große, prachtvoll gebundene Buch „Charakterzüge", welches im Kleinhandel für $1.00 verkauft wird.

**Prämie No. 5.** — Für $1.50 (Rbl. 4.00) die „Rundschau" und ein Exemplar „Indien das schwer-heimgesuchte Reich", schön gebunden.

**Prämie No. 6.** — Für $2.00 (Rbl. 5.00) die „Rundschau" und das Neue Testament mit Lederband (wie die Lehrerbibeln) und mit Goldschnitt. Alle Worte, die der Heiland gesprochen, sind rot gedruckt. Dieses Prachtwerk wird im Kleinhandel mit $1.50 verkauft.

**Prämie No. 7.** — Für $3.23 (Rbl. 7.46) die „Rundschau" und eine hochelegante Lehrerbibel mit Daumenregister. Diese Bibel ist schon genügend bekannt, bedarf deshalb keiner besondern Empfehlung.

**Prämie No. 8.** — Für $1.25 „Rundschau" und „Jugendfreund" auf ein Jahr. Diese Prämie hat keine Giltigkeit für Rußland.

Wer keine Prämie verlangt, erhält auch keine. Wer seine „Rundschau" schon für 1903 bezahlt hat, ehe diese Prämienliste erschien, mag sich die Prämie jetzt noch wählen und eventuell nachzahlen.

Bestellungen aus Rußland füge man für jedes Paket von vier Pfund oder weniger 16 Kopeken zur Versicherung der Sendung bei. Wo diese Maßregel unbeachtet bleibt, übernehmen wir keine Garantie für Hingelangen der Ware.

## Marktbericht.

**Viehmarkt, Chicago.**

Rindvieh. Die heutige Zufuhr betrug 400. Die Preise stellten sich wie folgt: Stockers und Feeders, $2.50—4.30; Angus, $5.00—5.15; Stiere, $3.75—8.00; Kühe, $1.50—3.70; Heifers, $2.25—7.00; Bullen, $2.00—4.75; Kälber, $2.50—7.00.

Schweine. Die heutige Zufuhr betrug 16,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Leichte Sorte, $6.40—6.80; Mittlere Sorte, $6.60—7.00; Schwere Sorte, $6.70—6.95.

Schafe. Die heutige Zufuhr betrug 1,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Schafe, $1.50—3.85; Widder, $1.50—4.25; Jährlinge, $3.75—400; Westerns, $3.75; Lämmer $3.50—5.00; Utahs, $3.75.

**Getreidemärkte.**

New York, 25. Okt.

Weizen — No. 2 rot, 77¼c.
Korn — 66½c.
Hafer—No. 2, 33c.
Roggen — No. 2 westl., 58½c.
Baumwolle—Middling, Hochland, $8.70; Middling, Golf, $8.95.

Duluth, 25. Okt.

Weizen — No. 2 nördlicher, 70⅛c.
Hafer — 32c.
Roggen — 48½c.

St. Louis, 25. Okt.

Weizen — No. 2 rot, 69c.
Korn — 56c.
Hafer — No. 2, neuer, 29½c.
Roggen — 48½—49c.

Cincinnati, 25. Okt.

Weizen — No. 2 rot, 74½—75½c.
Korn — No. 2 gemischt, 61½—62c.
Hafer — No. 2 gemischt, neu, 30½—30¾c.
Roggen — 52½—53c.

Milwaukee, 25. Okt.

Weizen — No. 2 nördl., 72—73c.
Korn — 51½c.
Hafer — 33½c.
Roggen — No. 2, 51½c.

Kansas City, 25. Okt.

Weizen — No. 2 rot, 67½c.
Korn — No. 2 gemischt, 47½c.
Hafer — No. 2 weiß, 32c.
Roggen — No. 2, 46c.

Minneapolis, 25. Okt.

Mehl. — No. 1 Patent-Mehl, $3.90—4.00; No. 2, $3.80—3.90; No. 1 „Clears", —$2.90—3.00; No. 2, $2.45—2.55.








# Achtung Leser in Rußland!

## Die „Rundschau" kann für 1903 bei einem der drei Agenten bestellt und bezahlt werden:

**Peter Janzen,** Gnadenfeld, Post Waldheim, Gouv. Taurien.
**Heinrich Plett,** Alexanderfeld, Post Tiege, Gouv. Cherson.
**H. Borm,** Chortitza, Gouv. Jekaterinoslaw.

Die „Rundschau" kostet **Rbl. 3.00** per Jahrgang, und erscheint in 52 Nummern zu je 16 Seiten.

**Man wende sich an einen der oben genannten drei Agenten.**

**Alle Prämien außer „Jugendfreund" gehen auch nach Rußland.**

# Wunschumschläge.

## Peter Janzen,

### Gnadenfeld, Post Waldheim, Gouv. Taurien,

hat die

## alleinige Agentur unserer Wunschumschläge für Rußland.

Man bestelle durch Herrn Janzen. Alle Bestellungen, die man an uns schickt, werden direkt ausgefüllt, aber das Geld ist an Herrn Janzen zu zahlen.